Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1941

Vol. 64. Winnipeg, Man., September 17, 1941 Number 38.

Published by "The Christian Press, Limited," 672 Arlington St., Winnipeg, Manitoba.

Weiß wie der Schnee.

Leise fällt zur Erde nieder,
Wunderschön, weißer Schnee!
Ja, es schneiet heute wieder,
Aus der fernen, grauen Höh'.

Wenn ich seh' die großen Flocken,
Niederfallen leis' und sacht:
Seh' ich darin Gottes Wunder,
Der sie hat so schön gemacht.

Dann denk' ich: „O wär' der Seele
Kleid, doch immer auch so rein!"
„Daß ich so wie mein Erlöser,
Möge hier auf Erden sein."

Doch es klebt am Pilgerkleide,
Immer wieder noch was an;
Und dies störet oft die Freude,
Auf der schmalen Pilgerbahn.

Aus dem Osten schneit es mächtig
Und ich sehe diese Pracht;
Wie die Flocken schön und prächtig,
Zu uns niederfallen sacht.

Dann bet' ich: „O treuer Heiland,
Höre, wie ich kindlich fleh';
Mache meine Seele weiland,
Weißer, als der weiße Schnee!"

G. Berg, Steinbach.

Dreifaches Dunkel — dreifaches Licht.

Wie könnten wir das zu Ende gehende Jahr besser, würdiger abschließen und krönen als mit dem apostolischen Segenswunsch: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen!

Gerade am Silvester will uns daraus ein dreifaches Licht erstrahlen:

„Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi", das ist das erste helle Licht.

„Die Liebe Gottes", das ist das zweite helle Licht.

„Die Gemeinschaft des Heiligen Geistes", das ist das dritte helle Licht. Von oben, von Gott her, aus der Ewigkeit kommt uns solches Licht voll Glanz und Herrlichkeit. Bei uns unten aber ist Finsternis, und man kann sie auch eine dreifache nennen.

Die Finsternis unserer Schuld und Sünde, die beim Jahresschluß schwer auf uns lastet.

Die Finsternis unserer Sorgen und Kümmernisse, die am Silvesterabend besonders deutlich vor unserer Seele stehen.

Die Finsternis unseres Einsamseins, unseres Getrenntseins von der Gemeinschaft mit Gott und von der Liebesgemeinschaft mit den Menschen.

Aber in diese drei Dunkelheiten strahlen nun tröstend und sieghaft die drei Lichter des apostolischen Segens.

Was wollen wir, ehe die Mitternachtsstunde schlägt, mit unserer Jahressünde machen? Wollen wir sie leugnen mit der selbstgerechthochmütigen Versicherung, wir seien rechtschaffen, ohne Tadel, gar noch als Fromme durch dieses Jahr gegangen? Welche Verblendung, wenn wir so sprechen wollten. Was sagt die Schrift 1. Joh. 1, 8: **So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns"**. Oder wollen wir die Schuldenlast des Gewissens auf andere Menschen, auf die schlimmen Verhältnisse, auf die schlechte Welt, auf die bösen Zeiten oder gar auf Gott abwälzen und sprechen: Warum hat Gott mich so geschaffen? Warum hat er mich in ein solches Leben, in eine solche Veranlagung hineingestellt? Ach, dieses gewaltsame Abwälzen der Schuld ist ein gar arger Selbstbetrug, er ist ein satanisches Kunststück. Aber es wird uns nie gelingen! Wir wollen die Anklage unsrer Gewissen auch nicht zum Schweigen bringen oder vergessen durch Silvesterlärm und Vergnügungstaumel, durch rastlose Arbeit und Tätigkeit. Auch solch weltliches „zum Schweigen bringen wollen" und „Vergessen" verkleinert nicht unsere Schuld. Nein, sie macht sie nur größer und lastender. Wollen wir groß tun und in edlem Entschluß geloben: „Wir machen im neuen Jahre das wieder gut, was wir im alten Jahre gesündigt und versäumt haben". Aber gutmachen im göttlichen Sinne können wir vergangene Sünde nicht. Keine menschliche Anstrengung und kein menschliches Bessermachen tröstet das Gewissen und heilt die Gewissenswunde, kein Vorsatz und kein neuer Wandel, wenn er überhaupt möglich wäre, schafft die Vergebung für vergangene Schuld und Fehle..

Nur ein Licht gibt es, das die Finsternis unserer Schuld überwindet: nicht das Leugnen, nicht das Abwälzen, nicht das krampfhafte Vergessenwollen, nicht das eigene Gutmachen —, sondern einzig **„die Gnade unseres Herrn Jesu Christi"**, die Vergebung, die an seiner Krippe, unter seinem Kreuze uns geschenkt wird. Darum laßt uns jetzt die Sünde dieses Jahres in unserem Leben, in unsrem Volk, in Kirche und Gemeinschaft zu Jesus Christus bringen. Er ist erschienen, daß er unsere Sünde wegnehme. Wer in aufrichtiger Buße und Beugung, in kindlichem Vertrauen und festem Glauben zu ihm sich naht, zu dem spricht er in dieser Altjahrabendstunde: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben". Und ist unsere Sünde groß und mächtig geworden, so ist seine Gnade noch viel größer, mächtiger geworden. O, glauben wir alle an dieses erste Licht des apostolischen Segens. Ja, **„Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi"** leuchtet vergebend, heilend und heiligend hinein in das Dunkel unserer Sünde. Dieses Gnadenlicht der Vergebung ist aber immer zugleich das Licht der Erneuerung und mahnt uns mit Ernst: Sündige hinfort nicht mehr!

Was wollen wir nun aber machen mit der zweiten Last und Dunkelheit, die am Jahresende uns bedrückt und umlagert? Was wollen wir machen mit der Sorgenbürde? Schwere Er-



Das Badehaus und Pier vom Garten, Riding Mountain National Park, Manitoba.

fahrungen in der Vergangenheit, die wir als verwundende Ketten heute noch schleppen müssen, mit Kümmernissen, eigner Schmerz — fremdes Leiden. Und was soll geschehen mit der Sorgenangst auf die Zukunft, angesichts der furchtbaren Weltgeschehen, die uns umbranden, allerlei Möglichkeiten im persönlichen Leben, in Familie und Beruf, Leidens- und Todesnähe für dich, für mich, für unsere Lieben, und was alles uns bedrücken mag. — Wohin am Silvesterabend mit all dieser Sorgenangst und Sorgenfinsternis?

In die Weltlust hinein? Die gibt nur trügerische Betäubung und nachher ein umso schrecklicheres, sorgenvolleres Aufwachen. Oder zu den Menschen mit der Kummerbürde, mit dem Sorgenschmerz? Sicherlich, das Mitteilen des Sorgendruckes an liebe Angehörige und treue Mitmenschen kann der Seele Licht und Entlastung schaffen, sodaß die Bürde ein wenig leichter wird. Aber niemals kann „ein Bruder den Bruder erlösen" oder wirklich befreien. Im letzten Grunde behält doch das Wort recht:

Nicht Menschen vertraut den lasten den Schmerz
Zum Himmel empor erhebet das Herz."

Nein, es gibt doch kein anderes Licht, die Sorgennacht zu durchstrahlen und zu besiegen, als das zweite Licht, das der apostolische Segen nennt, nämlich: **„Die Liebe Gottes"**.

Daß Gott die Sünderwelt, die dem Tod und Leiden anheimgefallen ist, liebt, daß Gott uns liebt, und daß er zum Beweise und zur Offenbarung seiner Liebe Mensch geworden ist in seinem Sohne, Jesus Christus, das ist die höchste Wahrheit und Wirklichkeit, die es gibt. Sie ist höher und herrlicher als alles menschliche Wissen und alle Weisheit. Und diese Liebe Gottes in Jesus Christus zu dir und zu mir, sie ist der Ort, wo auch die Jahreslast unserer Sorgen, Familiensorgen, Leibesschwäche, Seelennot niedergelegt werden können. Auf Gott wollen wir jetzt alle unsere Sorgen werfen. Er verwandelt unsere Sorgen in wunderbaren Segen. Aber wir wollen nicht nur unsere Sorgenfinsternis, sondern die ganze Führung unseres Lebens von uns selber weggeben und der führenden, bewahrenden Liebe Gottes anvertrauen. Dieses Geführtwerden durch Gott und seinen Liebeswillen wird uns nicht träge und gleichgültig machen. Im Gegenteil: diese Passivität, daß wir ihn sorgen lassen, schafft die wahre Aktivität eines kindlich-frohen Handelns und Wandelns. Darum laßt uns am Altjahrabend all unser Sorgendunkel hineintragen in das Licht Gottes; dieses Licht durchstrahlt und besiegt die Sorgenfinsternis.

Und noch eine dritte Not ängstigt uns am Jahresschluß. Es ist die Not und Finsternis des Einsamseins. Rätselhaft: wir leben in der Zeit der Organisationen, der scheinbaren Gemeinschaft auf allen Gebieten: Telegraph und Radio verbinden alle Völker und Erdteile miteinander. Und im Gegensatz dazu diese Gemeinschaftslosigkeit im Volk, in der Kirche, Gemeinschaftslosigkeit in vielen Ehen und Familien. Wer weiß, ob nicht gerade heute abend diese besonders schmerzende Wunde, dieses Gefühl des Alleinseins in den meisten Herzen brennt. Und auch du, lieber Leser, lebst du wohl in lautem und vielgestaltigem Berufs-, Familien- und Bekanntenkreis; aber innerlich bist du einsam, innerlich sündig, gesondert von Gott.

Wie kann diese dritte Dunkelheit deines und meines Lebens erleuchtet und besiegt werden, die Dunkelheit der Gemeinschaftslosigkeit, des abgekapselten und eingekapselten Für-sich-Sein? Wir wollen es vorweg eingestehen: uns fehlen die Ewigkeitsquellen des göttlichen Geistes. Ja, so ist's: die Enge und Finsternis der heutigen Gemeinschaftslosigkeit, Zerrissenheit und furchtbaren Einsamkeit in so vielen Menschenseelen, in den Familien, dem Volk, in Kirche und Gemeinschaft kann nicht überwunden werden durch menschlich-politische und menschlich-soziale, oder durch deine und meine menschlichen Bemühungen, sondern nur durch **„die Gemeinschaft des heiligen Geistes"**. Darum können wir am Jahresende mit der Wunde unseres eigenen Alleinseins, mit der Wunde unserer persönlichen unbrüderlichen Gefühle und Feindseligkeiten, mit der klaffenden Wunde der Volkszerrissenheit nur zu einem Arzt gehen, zum heiligen Geist Gottes und Jesu Christi und sprechen: Komm, Schöpfer Geist, heile du die Wunden der Lieblosigkeit und Gemeinschaftslosigkeit. Durchleuchte du mit deinem Lichte die innerste Finsternis unseres Alleinseins! Besiege du diese Finsternis! Führe du, heiliger Geist, uns in das Licht neuer Liebesgemeinschaft mit dem Vater und dem Sohne, in das Licht neuer Liebesgemeinschaft mit den Menschen.

Ja, **„die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen"**, auch mit Völkern und Nationen, damit nach den immer wieder in ihren Grundfesten wankenden Weltreichen das unbewegliche, ewige Gottesreich komme, die Zeit, „da Gott sein wird alles und in allen".

Im Propheten Jesaja 9, 2 lesen wir: „Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht; und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle". Ja, wir sind hinieden das Volk, das im Finstern wandelt, und das da wohnet im finstern Lande: Sündendunkelheit, Sorgendunkelheit, Einsamkeitsdunkelheit. Aber mitten in diesem dunklen Wandeln und Wohnen schauen wir glaubend und hoffend auf zu den drei himmlischen Lichtern: „Der Gnade unseres Herrn Jesu Christi, der Liebe Gottes, der Gemeinschaft des heiligen Geistes." Und diese drei Lichter besiegen unsere Finsternis schon jetzt im Glauben und einst im Schauen, wenn anbrechen wird das ewige Jahr Gottes und Jesu Christi. Dann, erst dann wird völlig und ganz erfüllt und verwirklicht sein der apostolische Segen: **„Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen!"**

B. P.

Einladung.

Die Springsteiner Menn. Gemeinde gedenkt, so Gott will, am 21. Sept. beginnend um 10 Uhr morgens ein Erntedank- und Missionsfest zu feiern und ladet hiermit freundlichst zur Teilnahme daran ein.

Prediger W. Enns.

Einladung

an alle Gemeinden der Ontario Distriktkonferenz.

Die Niagara M. B. Gemeinde zu Virgil gedenkt, so der Herr will, am Sonntag, den 12. Oktober 1941, ein Ordinationsfest zu feiern, um den Bruder Ab. Block in dem Dienst der Wortverkündigung befestigen zu lassen. Wir laden hiermit alle Geschwister ein daran teilzunehmen, denn wir erwarten einen vom Herrn reichgesegneten Tag.

Im Auftrage der Gemeinde
G. J. Thielmann.

Bekanntmachung.

Die Zeit für die in diesem Herbst geplante Distriktmännerversammlung der Eingewanderten in der Provinz Saskatchewan ist auf Dienstag, den 30. September bestimmt.

Die zwei Hauptpunkte auf dem Programm sind: Die Betreuung der Geisteskranken und das Reiseschuldproblem. Diese zerteilen sich in folgende Punkte:

1. Bericht des Provinzialen Komitees und neue Wahl.
2. Bericht der Board und Collekteurs C. F. Klassen.
3. Bericht vom Ort.
4. Laufende Fragen nach vorheriger Anmeldung.

Näheres ist im letzten Rundschreiben an die Distriktkomitees. Für die Bewirtung wird ein jeder persönlich Sorge tragen. Bitte kommt, nehmt die seltene Gelegenheit wahr.

Im Auftrage des Provinzialkomitees,

J. P. Schröder.

Bekanntmachung

Die M. B. Gemeinde zu Brookdale, Man., gedenkt am 5. Oktober ihr jährliches Erntedankfest zu feiern in dem Versammlungshaus auf der Farm 1 Meile Osten und eine halbe Meile Süden von Moore Park.

Wir heißen alle, die uns besuchen wollen, herzlich willkommen mit Psalm 95, 1. 2: „Kommet herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken und jauchzen dem Hort unseres Heils. Lasset uns mit Danken vor Sein Angesicht kommen!"

Brüderlich grüßend

J. J. Löwen.

Das kostbarste Buch der Erde.

Im Jahre 1894 feierte die verstorbene Kaiserin-Witwe von China ihren großen, d. h. ihren 60. Geburtstag. Wird der Chinese 60 Jahre alt, so feiert er nach uralter Sitte, umgeben von Söhnen und Enkeln, unter zahlreichen Opfern vor den Göttern und Ahnen und besonders unter gewaltigen Festschmausereien, seinen großen Geburtstag. Sehr oft pflegen an diesem Geburtstage Söhne und Enkel dem „Geburtstagskinde" einen schönen Sarg zu überreichen. Die hohen Beamten des Reiches überreichten der mächtigen Fürstin aber keinen Sarg, sondern schenkten ihr große Geldsummen, die durch besondere Steuern in den Provinzen gesammelt waren, denn die Kaiserin-Witwe war „goldhungrig".

Unter den kostbaren Gaben, die von nah und fern nach Peking getragen wurden, befand sich ein besonderes Geschenk, von chinesischen Christinnen gestiftet. Es war ein Neues Testament, so prächtig, wie es die Welt selten gesehen hat. Die Blätter des Bibelbuches waren kostbare Seide. Berühmte Zeichenschreiber hatten mit Tusche und Pinsel den Text auf diese seidenen Blätter geschrieben. Der Deckel des Buches war aus getriebenem Silber, und die Bibel lag in einem silbernen Kasten, einer wundervollen Arbeit der berühmten Gilde der Silberschmiede in der Stadt Canton. Diesen Kasten umgab noch eine Umhüllung aus dunklem Samet. — Feierlich wurde dieses kostbare Buch durch den amerikanischen Gesandten, einen gläubigen Mann, der Kaiserin-Witwe überreicht, die mit Erstaunen das herrliche Geschenk entgegennahm. Freilich, Samet und Seide, Silber und Gold machen das teure Buch nicht kostbarer, wie die Krippe Den nicht geringer machen konnte, der darin lag, den Heiland der Welt! Was die Bibel so herrlich macht, herrlicher als alle Schätze der Welt, das sind die Botschaften der rettenden Liebe Gottes, das Wort vom Kreuz, die Verheißungen der Gnade, jedem Glaubenden gegeben. Die Worte dieses Buches sind ewige Worte, die nicht vergehen können, wenn Gold und Silber, Himmel und Erde, schon längst vergangen sind.

Auch der junge Kaiser hatte mit erstaunten Augen das kostbare Buch gesehen und begann mit dem Studium des Evangeliums Lukas. Und wie sorgfältig er las, merkte man daran, daß er mit dem Pinsel am Rande der Blätter kurze Bemerkungen machte.

Wie viel von dem Lichte der Liebe Gottes in das Herz des jungen Kaisers gekommen ist, wissen wir nicht — er wurde ja von seiner schlauen, tyrannischen Mutter wie ein Gefangener aller Macht und allen Einflusses beraubt.

Die Kaiserin-Mutter, die Tyrannin, und der junge Kaiser liegen längst im Grabe — aber, soweit Menschenaugen sehen, haben sie die rettende Liebe Jesu und das Opfer von Golgatha nicht ergriffen. Jedoch

etwas anderes ist geschehen: China ist für die Bibel weit geöffnet. Das Buch, welches allen Völkern sagt, wo Leben, Hoffnung und Frieden zu finden ist, hält gewaltigen Einzug in das Reich des Drachen, obwohl ja, wie wir täglich in der Zeitung lesen können, noch lange nicht alles unter seinem heilsamen Einflusse steht und Streit und Neid und Habsucht immer noch ihr Szepter schwingen.

Es gilt auch von China das Wort: „Das Volk, das im Finstern wandelt, hat ein großes Licht gesehen."

Bei uns ist die Bibel in weiten Kreisen ein verachtetes Buch, man sieht es an als ein wertloses Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit. Neulich verstieg sich sogar ein Gottesleugner in öffentlicher Versammlung zu dem Ausruf: „Unsere Kinder können aus jedem Wohnungsanzeiger mehr lernen als aus der Bibel."

Diese Verachtung der Bibel geht hervor aus der Feindschaft wider Gott und aus der Herzensblindheit, mit welcher die Menschen durch das Leben gehen, ohne Jesum zu kennen. Sie ahnen nicht, daß in diesem Buche für den hoffnungslosen Sünder die Sonne der Hoffnung aufgeht, daß da für den Verzweifelnden das Tor der Hilfe sich öffnet. Mit Recht schrieb ein großer, gelehrter, berühmter Gottesleugner, der Franzose Renan: Schließlich bleibt die Bibel doch das große Buch des Trostes für die Menschheit!

Aber wunderbar, nur die verachten die Bibel, welche sie nicht kennen; wer sie wirklich kennt, liebt und ehrt sie.

Wunderschön ist das Zeugnis, welches ein Schriftsteller namens Ruskin seiner Bibel ausstellte. Er sagt: „Alles, was ich gelehrt habe, alles, was ich geschrieben habe, alle Größe, die in irgend einem meiner Gedanken enthalten ist, was ich auch getan habe in meinem Leben, ist einfach eine Folge der Tatsache, daß meine Mutter in meiner Kindheit täglich ein Stück aus der Bibel mit mir las und mich täglich daraus auswendig lernen ließ."

Noch schöner, ergreifender ist das Zeugnis, welches von einem anderen Gelehrten veröffentlicht wurde. Von diesem wurde berichtet, daß er über die Ursache seiner veränderten Gesinnung die Erklärung abgab: „Trotz aller meiner Geneigtheit zum Unglauben blieb mir im Herzen allezeit ein Etwas, das ich nicht beiseite schieben konnte — das war das Leben meiner Mutter. Ihr liebevolles Gemüt, ihr begeisternder Glaube, ihre Geduld und Stärke auch in schwerem Leid, ihre hingebende Liebe: dies alles stand mir vor Augen, und ich mußte mich fragen, woher stammte es? Schließlich wurde ich von Zweifeln aller Art in die Enge getrieben, ein tiefes Unbefriedigtsein ergriff mich, und wie von einer unsichtbaren Macht wurde ich gezwungen, die abgenutzte Bibel meiner Mutter aufzuschlagen, die sie, sterbend, mir vermacht hatte. Aus ihr wollte ich die Macht erforschen, welche dem Leben meiner Mutter solche Weihe gegeben hatte. Da kam diese Macht über mich selbst und gewann mir das Herz ab. Meiner Mutter heiliger Wandel nach der Bibel war meine Rettung."

Diese Aussprüche bedeutender Männer erklärten, weshalb die Bibel das kostbarste Buch der Erde ist. Wunderbar, dies Buch wird weder in Zeitungen empfohlen, noch durch Plakate angepriesen; im Gegenteil, es wird von allen Seiten dagegen geeifert mit Wort und Schrift, mit Spott und Verachtung. Dennoch wird es alljährlich in vielen Millionen von Exemplaren verbreitet, und diese Verbreitung wächst von Jahr zu Jahr.

Weshalb ist die Bibel das kostbarste Buch der Erde?

Sie offenbart die erbarmende Liebe, die rettende Hilfe Gottes in allen Schwierigkeiten und Nöten der Erde, sie lehrt den Menschen beten.

Jetzt laß mich fragen: Ist es der Mühe wert, die Bibel zu lesen? Willst du anfangen, sie zu lesen?

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, zu hören!"

(Eingesandt von K. Janzen.)

Jahrtausend alte Prophezeiungen

der Bibel, die sich in unseren Tagen erfüllen oder das Wunder der göttlichen Television (Fernsehen).
(Schriftst. nach der Elberfelderbibel)

1. Auf der Erde Bedrängnis der Nationen in Ratlosigkeit. Luk. 21, 25. 1. Weltkrieg von 1914—18; 2. Weltkrieg von 1939—?

2. Die Menschen verschmachten vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über den Erdkreis kommen. Luk. 21, 26. Furcht- und Angstpsychose der Völker. (Zeph. 1, 17).

3. Jehova macht zunichte den Ratschluß der Nationen. Psl. 33, 10. Das Versagen des Völkerbundes (Jes. 8, 10).

4. Ein Tag der Finsternis und der Dunkelheit. Joel 2, 2. Trübes Wetter; Verdunkelung gegen Fliegerangriffe.

5. Ein Tag des Kriegsgeschreis wider die festen Städte. Zeph. 1, 16. Französische Maginotlinie; Deutsche Siegfriedlinie.

6. Und sie werden sich in Felsenhöhlen und in Löcher der Erde verkriechen vor dem Schrecken Jehovas. Jes. 2, 19. Luftschutzräume gegen Fliegerangriffe.

7. Ein Tag der Drangsal und der Bedrängnis. Zeph. 1, 15. Arbeitslosigkeit, soziale und wirtschaftliche Not.

8. Heiliget einen Krieg.... es sollen heranziehen alle Kriegsmänner. — Rufet dieses aus unter den Nationen. Joel 3, 9. Beispiellose Mobilisationen der Völker. —

9. Schmiedet eure Pflugmesser zu Schwertern. Joel 3, 10. Beispiellose Kriegsaufrüstungen. —

10. Wer sind diese, die da fliegen wie eine Wolke und gleich Tauben zu ihren Schlägen? Jes. 60, 8. Moderne Luftfahrzeuge, Zeppeline, Aeroplane. —

11. Die Wagen rasen auf den Straßen, sie rennen auf den Plätzen, ihr Aussehen ist wie Fackeln, wie Blitze fahren sie daher. Nah. 2, 4. Kraftwagen, Automobile, Motorfahrräder usw.

12. Die Wagen glänzen von Stahl am Tage seines Rüstens. Nah. 2, 3. Panzerwagen von Stahl, Tanks. usw.

13. An jenem Tage wird Jehova heimsuchen den Leviathan, die flüchtige Schlange und wird das Ungeheuer töten das im Meere ist. Jes. 27, 1. Kriegsschiffe, Unterseeboote, Torpedoboote usw.

14. Und große Hagelsteine, wie ein Talent (Zentner) schwer, fallen aus dem Himmel auf die Menschen hernieder; und die Menschen lästerten Gott wegen der Plage des Hagels, denn seine Plage ist sehr groß. Offb. 16, 21. Bomben von 50 kg und darüber fallen vom Himmel!

15. ....und der Mond wird in Blut verwandelt, ehe der Tag Jehovas kommt. Joel 2, 31. — Im „Bund" vom 20. August 1940 berichtet ein Beobachter, wie er am 18. August um 20 Uhr eine außergewöhnliche Erscheinung am Mond wahrgenommen habe. Es war Vollmond und die zunächst fast glanzlose Mondscheibe verwandelte sich nach und nach in ausgesprochenes blutrot. Der Himmel war dabei klar.

16. Es werden große Erdbeben sein an verschiedenen Orten, und Hungersnöte und Seuchen. Luk. 21, 11. Erhöhte Erdbebenfrequenz; Nachkriegs-Hungersnöte und Grippeepidemie forderten mehr Opfer als der Weltkrieg.

17. Es war keine Kohle, um sich zu wärmen, kein Feuer, um davor zu sitzen. Jes. 47, 14. Kohlenmangel macht sich heute mehr denn je bemerkbar und zwar in allen Ländern.

18. Kannst du Blitze entsenden, daß sie hinfahren, daß sie zu dir sagen: Hier sind wir? Hiob 38, 35. Radiotechnik, Television usw.

19. Was ihr ins Ohr gesprochen haben werdet in den Kammern, wird auf den Dächern ausgerufen werden. Luk. 12, 3. Radio-Mikrophon und Antennen auf den Dächern.

20. Viele werden hin und her fahren und die Erkenntnis wird sich mehren zur Zeit des Endes. (Engl. Uebersetzung) Dan. 12, 4. Eisenbahn- und Schiffsverkehr und andere Verkehrsmittel.

21. ....ein jeder wird sich zu seinem Volke wenden, und ein jeder in sein Land fliehen. Jes. 13, 14. Diese Völkerverschiebung ist heute an der Tagesordnung, hauptsächlich in den totalitär regierten Ländern.

22. Jerusalem wird zertreten werden von den Nationen, bis daß die Zeiten der Nationen erfüllt sein werden. Luk. 21, 24. Die Engländer eroberten im Jahre 1917 Palästina und befreiten Jerusalem von der türkischen Herrschaft.

23. Und sie — die Juden — werden gefangen weggeführt werden unter alle Nationen, bis die Zeiten der Nationen erfüllt sein werden. Luk. 21, 24. Durch die Lord Balfour-Deklaration vom 2. Nov. 1917 wurde den Juden Palästina wiederum eröffnet.

24. Die Wüste und das dürre Land werden sich freuen und die Steppe wird frohlocken und aufblühen wie eine Narzisse.... denn es brechen Wasser hervor in der Wüste und Bäche in der Steppe. Jes 35, 1—10. Durch Masseneinwanderung der Juden in Palästina sind über 100 jüdische Kolonien entstanden, die das Land an vielen Orten buchstäblich aufblühen ließen.

25. Von dem Feigenbaum aber lernet das Gleichnis: Wenn sein Zweig schon weich geworden ist und die Blätter hervortreibt, so erkennet ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch ihr, wenn ihr alles dieses sehet, so erkennet, daß es — **das Königreich Gottes** — nahe an der Tür ist. Mt. 24, 32—33. Israels Wiederbelebung und Sammlung im heiligen Lande ist eines der sichtbarsten Zeichen von der baldigen Wiederkunft Christi und der Aufrichtung Seines Königreiches auf Erden in Erfüllung der Verheißungen und des Gebets: „Dein Reich komme zu uns, Dein Wille geschehe auf Erden, wie er im Himmel geschieht." (Matth. 6, 10).

Lieber Leser! Diese und viele andere Prophezeiungen erfüllen sich heute vor unseren Augen. Lassen wir uns durch die ernsten Ereignisse unserer Zeit belehren, ermahnen und erretten, dann dürfen wir zu jenen glücklichen Menschen gehören zu denen der Herr sagte: **„Wenn diese Dinge anfangen zu geschehen, so blicket auf und hebet eure Häupter empor, weil eure Erlösung naht."** Luk. 21, 28.

Verein für Entschiedenes Christentum, Basel, Klingentalgraben 7, Schweiz.

Einladung.

Die Mennoniten Gemeinde zu Whitewater, gedenkt, so es des Herrn Wille ist, am 28. September, beginnend um 10 Uhr morgens, ihr Erntedank- und Missionsfest zu feiern, wozu wir herzlich einladen.

G. G. Neufeld.

Einladung

Die M.B.-Gemeinde zu Kronsgart gedenkt, so Gott will, am 21. September ihr Erntedank- und Missionsfest zu feiern, wozu sie hiermit zur Teilnahme einladet.

Im Namen der Gemeinde
J. B. Penner.

Einladung.

Die Vertreterversammlung der M.B.-Gemeinden Manitobas soll, so der Herr will, am 26. und 27. September dieses Jahres in Winnipeg in der Nordendkapelle, 621 College Ave., tagen, wozu die M.B.-Gemeinde zu Winnipeg, Nordende die Delegaten freundlichst einladet. Die erste Sitzung beginnt Freitag, den 26. September, 2 Uhr nachmittags.

Im Auftrage der Gemeinde.
F. C. Thießen.

Pilatus' Bericht über die Gefangennahme, das Gericht und die Kreuzigung Jesu.

(Frei aus dem Englischen.)

In einem kleinen Büchlein, betitelt „The Archko Volume", welches, wie man annimmt, eine Uebersetzung einer Serie von Dokumenten ist, die niemals vorher veröffentlicht worden sind, befindet sich auch ein Kapitel, das den „Bericht Pontius Pilatus" an Cäsar über die Gefangennahme, das Gericht und die Kreuzigung Jesu" enthält. Diese Dokumente sollen in den Bibliotheken zu Rom und Konstantinopol von Rev. W. D. Mahan (aus Boonville, Missouri) und seinen Mitarbeitern aufgefunden worden sein. Das Büchlein enthält wertvolle und interessante Berichte von hervorragenden Personen, die zu Jesu Zeiten lebten, und unter ihnen ist auch der Bericht des Pilatus an d. Kaiser Tiberius, welcher, wenn er wahr ist — und es liegt kein Zweifel vor, daß er nicht wahr sein sollte — den Juden, Atheisten und Modernisten, die die biblische Wiedergabe über die Auferstehung bezweifeln, die letzte Antwort gibt. Hier ist eine kurze Wiedergabe des Inhalts:

An Tiberius Cäsar, Imperator von Rom, den edlen Herrscher, Grüße: Die Begebenheiten der letzten paar Jahre in meiner Provinz sind solcher Art gewesen, daß ich sie in allen Einzelheiten wiedergeben will, da es mich nicht wundern würde, wenn sie im Laufe der Zeit das Schicksal unserer Nation ändern werden; denn es scheint so, als ob in letzter Zeit die Gnade der Götter aufgehört habe.

Von den verschiedenen Gerüchten, die mir zu Ohren kamen, war eines, das besonders feine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ein junger Mann, so wurde gesagt, sei in Galiläa erschienen und predige mit heiliger Ueberzeugung ein neues Gesetz im Namen des Gottes, der ihn gesandt habe. Anfänglich befürchtete ich, daß er die Absicht habe, die Menschen gegen Rom aufzuwiegeln, doch meine Befürchtungen wurden bald zerstreut. Jesus von Nazareth sprach eigentlich mehr als ein Freund der Römer denn der Juden. Eines Tages bemerkte ich beim Passieren des Fleckens Siloa einen großen Menschenauflauf. In der Mitte der Menge sah ich einen jungen Mann, der an einen Baum gelehnt, ruhig zu der Masse sprach. Man sagte mir, dieses sei Jesus. Dieses war leicht zu erraten, so groß war der Unterschied zwischen ihm und seinen Zuhörern. Sein goldig schimmerndes Haar und Bart gaben ihm ein himmlisches Aussehen. Er schien ungefähr 30 Jahre alt zu sein. Niemals habe ich angenehmere und ruhigere Gesichtszüge gesehen.

Wegen der großen Weisheit seiner Lehre wurde dem Nazarener viel Freiheit gewährt, und das ärgerte die Juden, nicht die armen, sondern die reichen und mächtigen. Es ist wahr, Jesus war den letzteren gegenüber grausam in seinen Reden; er nannte sie Schlangenbrut und getünchte Grabsteine: „Ihr scheint fromm vor den Menschen, aber ihr habt den Tod in euch." Tagtäglich kamen ins Prätorium Beschwerden über Jesu Frechheiten.

Ich schrieb an Jesus und bat ihn um eine Unterredung im Prätorium. Du weißt, daß in meinen Adern spanisches und römisches Blut fließt — das weder Furcht noch schwache Gemütsbewegungen kennt. Als der Nazarener erschien, wandelte ich in der Vorhalle auf und ab. Meine Füße schienen wie mit eisernen Händen am Fußboden festgehalten zu sein, ich zitterte an allen Gliedern wie ein Verbrecher. Doch der Nazarener war ruhig wie die Unschuld selbst. An ihm war nichts, was abstoßend wirkte, und doch flößte er solche Ehrfurcht ein, daß ich zitterte und nicht wagte, mich ihm zu nahen.

„Jesus", sagte ich endlich zu ihm, und meine Zunge stammelte, „Jesus von Nazareth, ich habe dir die letzten drei Jahre genügend Redefreiheit gewährt, und ich bedauere das nicht. Deine Worte sind wie die eines Weisen. Ich kann es dir jedoch nicht verheimlichen, daß du dir durch deine Lehren mächtige und dauernde Feinde geschaffen hast. Das ist übrigens nicht verwunderlich. Sokrates hatte Feinde und fiel als ein Opfer ihres Hasses. Meine Bitte — ich sage nicht Befehl — ist, du möchtest in Zukunft in deinen Lehren und Reden vorsichtiger und mäßiger sein und rücksichtsvoller ihnen gegenüber, um nicht den Stolz deiner Feinde zu erregen, damit sie nicht die alberne Menge gegen dich aufreizen und mich zwingen, das Gesetz anzuwenden."

Der Nazarener antwortete ruhig: „Prinz der Erde, deine Worte gehen nicht von wahrer Weisheit aus. Wahrlich, ich sage dir, ehe die Rose von Saron erblüht, soll das Blut des Gerechten vergossen werden."

„Dein Blut soll nicht vergossen werden," sagte ich mit tiefer Erregung. „Du bist mir wegen deiner Weisheit mehr wert als alle aufrührerischen und stolzen Pharisäer, die die Freiheit, welche ihnen von den Römern gewährt wird, mißbrauchen. Ich will dich vor ihnen schützen. Mein Prätorium, das Tag und Nacht geheiligt ist, soll dir eine Zufluchtsstätte sein."

Jesus schüttelte sorglos sein Haupt und erwiderte mit einem feierlichen und heiligen Lächeln: „Wenn der Tag gekommen sein wird, wird es für des Menschen Sohn keine Zufluchtsstätte geben, weder in der Erde noch unter der Erde. Der Zufluchtsort der Gerechten ist dort (nach dem Himmel zeigend). Was in den Büchern der Propheten geschrieben steht, muß erfüllt werden."

Das große Fest der Juden näherte sich. Die Stadt war mit einer aufrührerischen Menge gefüllt, die schreiend den Tod des Nazareners verlangte. Sie hatten Jesum gefangen genommen, und der Pöbel, aufgestachelt von den Führern, die ihm sagten, daß ich den Aufstand stillschweigend dulde, fuhr fort laut zu schreien: „Kreuzige ihn!"

Jesus wurde vor den Hohen Rat der Priester geschleppt und zum Tode verurteilt. Er sandte den Gefangenen zu mir, damit ich das Urteil bestätige, und es an ihm vollstreckt werde. Die marmornen Treppen stöhnten unter der Last der Menge. Ich ging in die Gerichtshalle, gefolgt von meiner Leibgarde, und fragte die Leute im strengen Tone, was sie verlangten.

„Den Tod des Nazareners," war die Antwort.

„Für welches Verbrechen?"

„Er hat gehöhnt; er hat die Zerstörung des Tempels prophezeit; er nennt sich den Sohn Gottes, den Messias, den König der Juden."

Sie dürsteten nach seinem Leben. Ich habe bei unseren Bürgerunruhen oft Gelegenheit gehabt, die Wut der Menge zu beobachten, doch das war alles nichts im Vergleich zu dem, was ich jetzt sah. Es kann wahrlich gesagt werden, daß alle Höllengeister in Jerusalem versammelt waren.

* * *

Ein lautes Geschrei, das vom Winde von Golgatha herübergetragen wurde, deutete einen Todeskampf an, wie er noch nie zu Ohren eines Sterblichen gedrungen ist. Dunkle Wolken ließen sich auf die Zinne des Tempels nieder, und über die Stadt brütend, bedeckten sie diese wie mit einem Schleier. So schrecklich waren die Zeichen am Himmel und auf der Erde, welche die Menschen sahen, daß Dionysius, der Areopagite, gesagt haben soll: „Entweder leidet der Schöpfer oder das Universum fällt auseinander."

Um die erste Nachtstunde warf ich meinen Mantel über und ging in die Stadt in der Richtung des Tores von Golgatha. Als ich traurig und gedankenvoll zurückkehrte, bemerkte ich beim Besteigen der Treppe, deren Stufen mit dem Blute des Nazareners befleckt waren, einen alten Mann in bittender Stellung und hinter ihm mehrere römische Soldaten in Tränen.

„Vater," sagte ich, „nachdem ich meiner Gefühle Herr geworden war, „wer bist du und was ist deine Bitte?"

„Ich bin Joseph von Arimathia," antwortete er, „und bin gekommen, dich auf den Knien um die Erlaubnis zu bitten, Jesum von Nazareth zu begraben."

„Deine Bitte ist dir gewährt," sagte ich zu ihm. Zu gleicher Zeit befahl ich Malius, einige Soldaten zu nehmen und den Begräbnisplatz zu bewachen, damit er nicht entweiht werde.

Ein paar Tage nachher wurde das Grab leer gefunden. Seine Jünger verkündeten im ganzen Lande, daß Jesus von den Toten auferstanden sei, wie es vorausgesagt worden sei. Dieses verursachte eine noch größere Aufregung als selbst die Kreuzigung.

Es bemächtigte sich meiner eine noch größere Besorgnis als zuvor. Ich sandte nach Malchus, der mir erzählte, er habe seinen Leutnant Ben Isham mit hundert Soldaten um das Grab gestellt, und die Soldaten seien sehr beunruhigt darüber, was an dem Morgen dort passiert sei. Ich sandte nach diesem Ben Isham, und er erzählte mir, so viel ich mich erinnern kann, folgendes: Ungefähr um die 4. Nachtwache sei über dem Grabe ein mildes, wundervolles Licht erschienen. Anfänglich habe er gedacht, die Frauen seien gekommen, um den Leichnam Jesu zu salben. Doch während er dieses dachte, wurde der ganze Platz erhellt, und es schien, als ob Scharen Toter in ihren Leichengewändern zugegen seien. „Zugleich war mir, als ob die ganze Erde sich drehte, und mir wurde so krank und unwohl zu Mute, daß ich nicht auf den Beinen bleiben konnte." Die Erde schien unter seinen Füßen zu verschwinden, und seine Sinne verließen ihn, so daß er nicht wußte, was weiter vorgegangen sei. Ich fragte ihn, wie lange dieses alles gedauert habe. Er antwortete, er wisse es nicht, aber er glaubte, fast eine Stunde. Ich fragte ihn weiter, ob er von den Priestern befragt worden sei. Er bejahte es. Sie wollten, er solle sagen, es sei ein Erdbeben gewesen und sie hätten geschlafen. Sie hatten ihm Geld geboten, wenn er sagen würde, die Jünger seien gekommen und hätten Jesum gestohlen. Aber er hatte keine Jünger gesehen und wußte auch nicht, daß der Leichnam fort sei, bis ihm dieses erzählt wurde.

Dieses, edler Herrscher, sind die Fakte dieser Begebenheit, so gut ich sie zusammenbringen konnte, und ich habe keine Mühe gescheut, den Bericht vollständig zu machen, damit du dir über mein Verhalten in dieser Angelegenheit ein Urteil formen kannst, da ich gehört habe, daß Antipater viele harte Reden gegen mich in dieser Sache geführt hat. Mit den Versicherungen der Treue und mit den besten Wünschen für meinen edlen Herrscher verbleibe ich dein untertänigster Diener

Pontius Pilatus.

Aus „Christ Within."

Vancouver, B. C.

Wir möchten unsern lieben Freunden und Bekannten wissen lassen, daß wir noch am Leben sind, ich 82 und meine liebe Frau 74 Jahre alt. Wir fuhren den 4. Mai von Vancouver nach Saskatchewan zu unsern Kindern und verweilten uns dort bis zum 17. August bei 2 Söhnen und Verwandten und Bekannten. Wir danken herzlich für die freundliche Aufnahme. Wir kamen den 19. August in Vancouver gesund und wohlbehalten zu unsern Kindern an und freuen uns mit ihnen in unserm Heim. Besorgen uns noch allein. Freuet euch mit uns. Dem lieben Gott dankend verbleiben wir eure Mitpilger nach Zion und Geschwister im Herrn.

H. K. Bergmann.

Eine einzigartige Konferenztagung.

(Von J. H. Janzen, Waterloo, Ont.)

Die 29. Tagung der Allgemeinen Konferenz der Mennonitengemeinschaft Nord Amerikas war schon aus dem Grunde einzigartig, daß sie Programmäßig verlief und man jede Frage in der für dieselbe vorgesehenen Zeit besprach und erledigte. So geschah es zu Souderton, Pa., in der Zeit vom 17. bis zum 22. August 1941.

Das ist zum großen Teil dem Umstand zuzuschreiben, daß alle die Schwere der gegenwärtigen Zeit fühlten und wohl einsahen, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, ins Blaue zu schwätzen, und daß wir geeint stehen und einheitlich gegen die bösen Kräfte vorgehen müßten, die jetzt die Welt in Stücke zu reißen drohen.

Aber es muß auch gesagt werden, daß der Vorsitzende, Br. C. E. Krehbiel, uns wohl in der Hand hatte und dazu sah, daß wir zur Frage sprachen und nicht in allen Richtungen von derselben hinweg.

Und während Br. Krehbiel, der Vater, die Beratungen der Konferenz leitete, führte Rev. Olin Krehbiel, sein Sohn, den Vorsitz in den Jugendversammlungen, was, soviel ich weiß, auch nicht jeden Tag so vorkommt. Die ganze Konferenz war so etwas wie eine Vater-und-Sohn-Angelegenheit. Da sah man Rev. H. J. Dyck von Elbing, Kansas, mit seinem Sohne Walter Dyck zugleich in den verschiedenen Komitees der Konferenz arbeiten. Der Schatzmeister der Konferenz, Br. Carl Richert, Newton, hatte nicht kommen können, und nun las sein Sohn Robert den Bericht seines Vaters vor und beantwortete die Fragen, die gestellt wurden. Sein junges Gesicht kontrastierte dabei auffallend mit der tiefen Baßstimme, in welcher er vortrug.

Ein alter Herr Unruh versicherte mich dessen, daß er schon über 50 Jahe alt sei, was ich ihm ohne weiteres glaube, da ich seinen Sohn Heinrich gut kenne, der auch schon wohlbestellter Großvater und reichlich über 50 Jahre ist. Außer diesem war auch Mr. Unruhs zweiter Sohn Daniel auf der Konferenz als Delegat anwesend.

Vorn im Raum saßen die beiden ältesten Mitglieder der Konferenz, Rev. Carl van der Smissen und Rev. Allan Fretz; und unmittelbar vor ihnen arbeiteten die Mitglieder der lokalen Boy Scouts Organisation. Sie kontrolierten den Lautsprecher. Sie waren junge Knaben, bekundeten aber auch schon ein reges Interesse für das, was auf der Konferenz vorging. Man sah klar, daß Alte und Junge wohl zusammenarbeiten können, wenn sie nur wollen, und manch eines alten Mannes Herz wurde beruhigt in dem Bewußtsein, daß genug junge Kräfte da sind, die Positionen auszufüllen, von denen die Alten notwendig resignieren müssen. Die Gegenwart so vieler junger Leute auf der Konferenz und das Interesse für die allgemeine Sache, das sie bewiesen, garantiert uns für den Fortbestand der Konferenz, wenn wir davon müssen.

Es ist nicht meine Absicht, dem Protokoll vorzugreifen, daß demnächst publiziert werden wird. Dieses wird im Einzelnen dartun, wie man den Problemen auf den Leib rückte, und wie man sie löste. Mir war es vor allen Dingen wichtig, zu sehen, wie die Konferenz der Aufgabe gewachsen ist, die ihr gestellt ist. Und es freut mich sagen zu dürfen, daß sie an Christo geblieben ist, von ihm geführt wird und aus ihm die Kräfte zieht, im schweren Kampfe zu bestehen.

Ein Predigerseminar ist in Aussicht für uns. Da werden Lehrer sein, die als ehrliche Forscher die wissenschaftlichen Fakta so darbieten, wie sie dieselben finden. Die werden nicht so tun als sei ihr Verstand das Maß aller Dinge, und nichts könne geglaubt werden, was sie nicht verstehen und nicht fassen können. Sie werden nicht vorgeben, den Urgrund aller Dinge in der Materie gefunden zu haben, und damit ihre Schüler aus der Höhe in den Staub ziehen. Sie werden Gott als den Urgrund des Lebens und Jesum Christum als das offenbarte Leben Gottes verkündigen und ihre Schüler so in die reine Höhenluft der Geisteswelt heben.

Doch unsere Konferenz muß sich immer noch zwischen den zwei Polen, den Ueberängstlichen und den Ueberselbstbewußten, bewegen. Ob diese Pole nur angenommene oder wirkliche sind, steht mir noch in Frage. Aber unter uns sind solche, die da fürchten, all und jede Wissenschaft entfremdet unsere Jugend dem Herrn. Und wenn auch nicht in unserer Mitte, so sind doch in der Welt viel zu viele, die wirklich glauben, sie wüßten alles, und was sie nicht verstehen, gibt es darum einfach nicht.

Doch, ob wirklich oder angenommen, die Konferenz muß sich zwischen diesen Polen bewegen. So viele fürchten, die Ueberselbstbewußten werden sich in unsere Lehranstalten einschleichen und sie verderben, und darum würden manche, wenn auch nicht sehr viele, am liebsten dem Rat Julians, des Abtrünnigen, folgen, der den Christen seiner Zeit sagte: „Behaltet eure Ignoranz und begnügt euch mit eurem Glauben." So versucht uns der Satan, als Engel des Lichts verkleidet, davon abzuhalten, dem ersten Gebot Gottes zu folgen: „Füllet die Erde, und machet sie euch untertan!" Gott will nicht, daß wir das mit Gewalt tun sollen, sondern durch Erkenntnis. Um aber Erkenntnis zu erlangen, müssen wir lernen, und um zu lernen, brauchen wir Schulen. Und, Gott sei Dank, wir haben Schulen und werden noch immer mehr bekommen.

Weil es eine verkehrte Wissenschaft gibt, die Gott und dem Leben entgegentritt, wollen wir unsere Schulen unter unserer eigenen Leitung haben und unsere Kinder und jungen Leute nur solchen Führern anvertrauen, die sie vom Glauben zum Schauen und Wissen führen und ihnen immer neue Gebiete des Glaubens zur wissenschaftlichen Erforschung aufschließen. Professore und Studenten werden von dem Geiste getragen sein, der alle Dinge erforscht, auch sogar die Tiefen der Gottheit.

Wir haben ein englisches Gesangbuch für unsere Gemeinden, das „Mennonite Hymnary", und unter der Leitung von Br. L. Hostettler hatte die Konferenz Gelegenheit, in einer Gesangstunde die Vorzüge dieses Buches zu sehen. Fast aus allen Teilen des Buches bekamen wir Kostproben und fanden sie großartig. Unser „Hymnary" verherrlicht Gott und wird zu unserer Einigung dienen. Wir schulden den Editoren und der Publikationsbehörde mehr als nur unsere „tiefgefühlte Dankbarkeit."

Doch nun müssen wir uns auch die Kehrseite der Medaille etwas ansehen.

Wir lieben gute Musik und guten Gesang, aber wir haben leider noch nicht alles verstehen und werten gelernt, was mennonitische Kunst uns zu bieten hat. Das zeigte sich ziemlich deutlich auf der Konferenz.

Im Raum des Bluffton College war eine wundervolle Sammlung von Kunstgegenständen ausgestellt; aber wenige, wenn überhaupt welche von den Besuchern, haben davon gekauft. Die meisten wurden wahrscheinlich durch die scheinbar hohen Preise abgeschreckt. Manche mögen gedacht haben, solche Porzelanspielereien könnten sie im 15-Cent-Store für 10 Cents und darunter das Stück kaufen. Warum sollten sie denn hier 2 Dollar und mehr dafür zahlen? Wir haben es noch nicht gelernt, Kunstgegenstände von billigem Spielzeug zu unterscheiden.

Einige von den schönen Keramiken sind später nach Philadelphia gebracht worden, wo Nicht-Mennoniten bereit waren, sie für einen höheren Preis anzunehmen, als der Künstler dafür forderte. Sie kommen aus allen Himmelsrichtungen, am Tische mennonitischer Kunst zu genießen. Nur die Mennoniten selbst stehen verständnislos daneben und befriedigen ihre höheren Gefühle im 15-Cent-Store. Das wirkt niederdrückend, aber noch ist Hoffnung, daß wir Mennoniten unsere Künstler nicht immer durch unsere Verständnislosigkeit von uns weg graulen werden.

Habt ihr die Relief-Platte „They Shall Beat Their Swords Into Plowshares" nicht nur gesehen sondern etwas studiert? Dieses Meisterstück stand für $100.00 zum Verkauf, aber es ist mehr als $1000.00 wert. Indessen, mennonitisches Geld ist für den Ankauf desselben nicht vorhanden. Es ist nicht ganz unmöglich, daß einmal ein nicht-mennonitischer Kriegsverweigerer aus Gewissensgründen die Platte als den edelsten und schönsten Ausdruck seiner Gedanken, Ueberzeugungen und Gefühle kauft.

Der erste große, mennonitische Schriftsteller, Jost van den Vondel, mußte das Mennonitentum verlassen und zur katholischen Kirche übergehen, weil diese Kirche der Dogmen seiner Kunst mehr Verständnis entgegenbrachte als die freie, geistliche Mennonitengemeinde.

Warum muß das so sein?

Wir betonen mit Recht den Glauben unserer Väter und halten fest daran. Aber Gott hat uns das Erbe unserer Väter nicht dazu anvertraut, daß wir es mumifizieren, sondern dazu, daß wir es ausbauen und vollenden. Unsere Väter hatten ihre Verdienste und ihre Fehler. Warum können wir nicht von dem eiteln Wandel nach väterlicher Weise erlöst werden?

Doch lassen wir dieses unangenehme Thema und wenden wir uns wieder der freundlicheren, ermutigenden Seite zu.

Da ist noch manches, wofür wir dankbar, und worüber wir froh sind. Unser neues deutsches Gesangbuch ist unterwegs, und gleich dem Hymnary wird es denen viel sein, die es einführen und benutzen werden. Es wird unter uns Uneinigen ein Missionar zur Einigung werden.

Wir hatten auf der Konferenz auch Gelegenheit, zu sehen, was unsere Mission unter den Heidenvölkern geschaffen, und wie die Kraft



Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von
The Christian Press, Limited
Winnipeg, Man., Canada
H. Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
THE CHRISTIAN PRESS, LTD.,
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Christi die Heiden von ihrem geistlichen und leiblichen Verderben erlöst hat.

Die Mission in Indien gedeiht sichtlich, aber es ist möglich, daß unsere China-Mission in den nächsten Tagen ganz das Feld wird räumen müssen. Das will uns schier entmutigen, und doch haben wir erfahren, daß unsere Missionare ein Leben nach China gebracht haben, das nicht ertötet werden kann, und wenn sie von dort weg müssen, wird darum die Gemeinde in China doch selbständig fortbestehen. Durch ihre treue, selbstlose Arbeit haben es diese Knechte und Mägde Gottes soweit gebracht, daß die Gemeinden in China nicht mehr von ihnen oder uns abhängig sind sondern allein von Jesu Christi, der dort bleibt, wenn auch alle anderen weichen müssen. Vielleicht kommen unserer zagenden Christenheit hier noch einmal Missionare aus China und verkündigen ihr, daß Liebe und Wahrheit noch nicht gestorben sind.

Auch die Innere Mission hat das Ihre getan, wenn sie von der Konferenz auch nur halb so viel geschätzt wird wie die Heidenmission, was sich ja auch auf der Konferenz gelegentlich der Verteilung der Kollekten am Missionsabend zeigte. Die Arbeiter auf diesem Felde sind treulich den Verlorenen an den Landstraßen und hinter den Hecken nachgegangen und haben sie genötigt, zum Hochzeitsmahl des Lammes zu kommen. Tausende konnten aus der Irre heimgeführt werden, und es sind dort Gemeinden entstanden und Kirchen erbaut worden, wo keine waren, und wo auch keine Möglichkeit zur Gründung und Erhaltung derselben zu sein schien. Gott sei die Ehre dafür.

Es könnte noch gar viel über die Unternehmungen und Bemühungen der Konferenz gesagt werden. Publikationssache, Nothilfe, Ersatzdienst und manches andere könnte und müßte noch beleuchtet werden. Aber mein Artikel ist ohnehin schon zu lang geworden, und ich muß schließen. Ich habe nur das niedergeschrieben, was sich mir täglich aufdrängt, ohne daß ich meine Notizen konsultiere, und auch dessen ist für den Leser (und womöglich auch für den Editor) schon zu viel geworden.

Verzeiht mir meine Kritik der Verständnislosigkeit in Kunstsachen. Ich habe es so gemeint, wie ich es sagte.

Und vergeßt nicht, daß auch ich versuche, diejenigen zu erreichen, die an Landstraßen und Hecken sind, und sie zum Hochzeitsmahl der Gnaden einzuladen. Ich versuche das durch meine „Briefe an unser Volk" zu tun, deren Herausgabe mit der Zeit ein Defizit von augenblicklich ungefähr $60.00 hat anwachsen lassen. Wer will etwas tun, mir aus diesem tiefen Loch zu helfen?

Euer geringer
Jacob H. Janzen
164 Erb Str. West,
Waterloo, Ontario.

Einladung.

Die Süd-End M. B. Gemeinde zu Winnipeg gedenkt, so Gott will, Sonntag, den 5 Oktober, ihr Erntedank- und Missionsfest zu feiern. Beginnend 10 Uhr morgens. Abends folgt dann ein Programm vom Jugendverein, Thema: „Mission".

Kommt und nehmet teil an den Segnungen, die der Herr seinen Kindern gern gibt.

Im Namen der Gemeinde
Peter Kornelsen.

Die hutterischen Brüder

Im Jahre 1937 wurde in Deutschland der Gemeindehof der hutterischen Brüder (der Rhönbruderhof) von der Regierung aufgelöst. Die Motivierung war, daß die Kollektivarbeit der Bruderschaft sich nicht trage und der Hof zu sehr verschuldet sei. Die Brüder selbst sahen in der Auflösung einen Druck auf ihr Glaubensbekenntnis, da die Regierung auch ihre jungen Leute zum Militärdienst einzog. Sie wanderten nach England aus. Als der Krieg ausbrach, wurde ihre Lage dort allmählich unhaltbar — gerade wegen ihres Glaubensbekenntnisses. Sie hielten Ausschau nach anderen Ländern, besonders nach Canada, wo schon viele ihrer Glaubensbrüder eine Zufluchtsstätte gefunden hatten. Da ihnen aber die Einreise verwehrt wurde, zogen sie nach Paraguay und fanden freundliche Aufnahme bei unseren Mennoniten in der Kolonie Fernheim im Chaco. Ihnen wurde angrenzend an die Kolonie ein Stück Land zur Ansiedlung angeboten; hier konnten sie wieder völlig frei ihres Glaubens leben. Die Hutterer jedoch zogen es vor, im Osten Paraguays anzusiedeln. Ueber die Gründe, die sie dazu bewogen, berichten sie im „Mennoblatt", die wir hier anführen.

★

Ein Abschieds- und Dankeswort an unsre Freunde in Fernheim.

Ehe wir den Chaco verlassen, um uns im östlichen Paraguay in der Nähe von Rosario niederzulassen, möchten wir unsern Freunden in Fernheim herzl. Dank zurufen für gastfreundliche Aufnahme, die wir hier finden durften. Besonderen Dank schulden wir dem Oberschulzen Julius Legiehn und seinen Gehilfen, den Bürgern von Philadelphia, den Fuhrleuten, ja allen, die uns geholfen haben und uns beigestanden sind.

Ueber die Gründe unserer Niederlassung im östlichen Paraguay sprach unser leitende Diener am Wort in öffentlicher Versammlung am 25. Februar in Philadelphia. Es handelt sich kurz um folgende Punkte:

1. Wir wünschen um unserer missionarischen Tätigkeit willen näher an dem großen Bevölkerungszentrum zu wohnen.

2. Aus inneren und praktischen Gründen halten wir eine vielseitige und mannigfaltige Betätigung der Mitglieder für gesünder und vorteilhafter, als d. allzu einseitigen Baumwollanbau im Chaco. Da wir ferner Gewissensbedenken haben, unsere Wirtschaft von der Arbeit der Indianer und vom Absatz an das Militär abhängig zu machen, können wir uns nicht vorstellen, wie wir bei den hiesigen Verhältnissen unsere Existenz ohne Gewissensverletzung verdienen könnten.

3. Die günstigen klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse im östlichen Paraguay (z.B. das gute Obst und das Wasser) sind für eine Gemeinschaft wie unsere von großer Wichtigkeit.

4. Die Verkehrsverhältnisse im östlichen Paraguay bei nur 50 km. Entfernung vom Fluß sind viel vorteilhafter für das geistige und wirtschaftliche Leben. Die Eisenbahnfrachten fallen ganz fort und auch der Transport auf dem Fluß ist bei der kürzeren Entfernung von Assuncion wesentlich billiger.

5. Es ließen sich noch viele andere Gründe anführen, wovon hier nur noch das gute Bauholz und Nutzholz zum Verkauf, die große Fruchtbarkeit des Bodens und die höhere jährliche Niederschlagsmenge erwähnt werden sollen.

Auf der anderen Seite sehen wir auch die großen Vorteile, welche der Chaco bietet, besonders die Privilegien, die völlig unabhängige Verwaltung, aber auch die gute Baumwolle und das gute Vieh, alles Dinge, die das östliche Paraguay nicht bieten kann, weshalb wir es gut verstehen können, daß die Freunde von Fernheim und Menno ihre Ansiedlungen im Chaco erhalten möchten, zumal sie diese unter größten Opfern u. fast übermenschlichen Entbehrungen aufgebaut haben.

Da uns jedoch ein völlig unabhängiger Entschluß möglich ist, erscheint es uns aus den oben angeführten Gründen doch vorteilhafter, im östlichen Paraguay anzusiedeln. Es ist aber durchaus möglich, daß auch wir einmal durch die Verhältnisse, besonders durch die Militärfrage, dazu geführt werden, uns im Chaco niederzulassen, wenn es uns inzwischen nicht gelingt, auch im östlichen Paraguay die Befreiung vom Militärdienst zu erreichen.

Wir möchten unsern Freunden in Fernheim und Menno noch einige Worte innerer Ermunterung und Trostes zurufen. Wir haben viel von Eurem Leiden in Rußland (das betrifft nur die Fernheimer) und von Euren unsäglichen Entbehrungen in den ersten Ansiedlungsjahren gehört. Wir haben auch jetzt noch viel Not und Armut bei Euch finden müssen, die besonders durch Krankheit und wirtschaftliche Bedrängnis hervorgerufen sind. Das alles hat uns sehr betrübt und beunruhigt. Wir sehen darin, ebenso wie in unserer Vertreibung aus Deutschland und der durch den Krieg hervorgegangenen Auswanderung aus England die starke Hand Gottes. Er richtet, weil er retten will. So wie der Zimmermann den Balken zum Bau behaut, so schlägt Gottes Gericht mit aller Schärfe, um uns zurechtzurichten für den Bau Seines Reiches und Seiner Gemeinde. So sind uns diese Geschehnisse ein Aufruf zur Buße, zur Umkehr und Abkehr von allem Bösen und aller Sünde. Wenn wir den Verlust der Güter und alle anderen Leiden und Prüfungen so verstehen, dann wird es nicht umsonst sein.

So rufen wir Euch zu: „Schließt Euch fest zusammen! Ringt um die Einigkeit im Geist, um die Freude der Liebe und um die brüderliche Gerechtigkeit. Dient und helft einander, wo Ihr könnt, tragt alle Lasten miteinander und sucht nicht den Eigennutz, sondern den Nutzen des Nächsten!"

Unsere Herzen und Türen stehen Euch allen immer offen. Wir wollen Gemeinschaft mit Euch der geistlichen und zeitlichen Gaben Gottes.

Wir wollen mit Euch die Wahrheit suchen und um die Ausgießung des Heiligen Geistes bitten. Laßt uns alle immer nach dem Worte handeln: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und Seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen." „Dein Reich komme, Dein Wille geschehe im Himmel wie auch auf Erden!"

Im Auftrag der hutterischen Brüder: Eberhard C. H. Arnold.

Jordan Station, Ont.

Nach den heißen Tagen haben wir recht angenehmes Wetter, schönen kühlen Wind. Die Elberta Pfirsichbäume hängen noch vollbeladen. Auf vielen Stellen auch die Krökelbäume. Der himmlische Vater hat so viel Frucht wachsen lassen, daß die armen Farmer beinahe nicht wissen, wann sie pflücken und wo verkaufen sollen. Die Arbeiter sind knapp und

die Frucht reif, die Fabriken überfüllt. Es sind in den letzten Jahren viel Fruchtbäume angepflanzt worden, mit der Zeit werden die Pfirsiche für den Osten ein Problem werden, wenn die Menschen im Westen nicht mehr verbrauchen werden. Auf den Erdboden unter den Bäumen liegt viel Frucht, die unnötig verdirbt.

Durften heute das Mahl des Herrn unterhalten. Br. Thielmann hielt uns eine ernste Ansprache nach 1. Tim. 6, 12 und 2. Tim. 2, 5—8 über das rechte Kämpfen. Zuerst schilderte er das Kämpfen für das Böse, dann das vermeintliche Kämpfen, die Luftstreiche; dann das falsche Kämpfen wie Saulus und das rechte wie Paulus. Br. H. Wiebe hielt in der Einleitung zum Abendmahl eine kurze Einleitung nach 1. Kor. 6, 20, in der er uns nahelegte, daß wir teuer erkauft sind, deshalb unser Herz nicht an irdische Dinge hängen möchten. Nächsten Sonntag gedenkt die M.B.-Gemeinde ihr Tauffest zu feiern.

Erhalte hin und wieder Anfragen über Dreibände: Heimatklänge, Frohe Botschaft, Glaubensstimme. Könnte mir jemand eine Adresse angeben, wo ich selbige kaufen könnte.

Grüßend K. Janzen.

(Vergriffen. Ed.)

Auf dem Schiff in San Francisco.

Noch einmal möchten wir alle lieben Freunde, Verwandte und Glaubensgenossen grüßen in Jesu Namen ehe wir diesen Kontinent verlassen.

Endlich sind wir auf dem Schiff, welches uns, so Gott will, in etwa 48 Tage zurück nach Indien fahren wird. Gestern nachmittag sind wir eingestiegen. Es waren Geschwister Gerhard Warkentins mit Familie von Lodi und Bruder Wiebe mit Kinder von San Jose, Cal., hier und gaben uns das Geleit. Jetzt haben wir schon eine Nacht sehr schön geschlafen und auch etliche sehr gute Mahlzeiten hier auf dem Schiff eingenommen. Es ist sehr gute Einrichtung und wir versuchen uns jetzt hier für die nächste Zukunft heimisch zu machen.

Mit Dankbarkeit und Freuden erinnern wir uns der vielen Segnungen im lieben Nordamerika mit so vielen lieben Kindern Gottes und Freunden. Möge der Herr Euch alle segnen und uns allen ein Wiedersehn schenken, wenn nicht auf Erden, dann sicher beim Herrn Jesus. „Des Herrn Rat ist wunderbar, und Er führt es herrlich hinaus". Wenn wir jetzt den Rat Gottes befolgen dann führt Er es herrlich hinaus. Er hat es auch getan, darin, daß wir die Rückkehr nach Indien antreten dürfen und wir glauben Ihm und wollen Ihm trauen den ganzen Weg der Schiffahrt und unseres Lebens.

Unsere Adresse für Indien wird vorläufig sein: c/o Menn. B. Mission, Shamshabad, Deccan, India.

Auch Euch in der Druckerei wünschen wir Gottes reichen Segen und viel mal Dank für die Zusendung der Schriften. Bitte jetzt also nicht mehr c/o 343 E. Lodi Ave., Lodi, Calif., sondern wie Oben angegeben, danke im Voraus.

Eure Mitarbeiter im Weinberge des Herrn,

J. J. und Anna Dick.

P. S. Vorrat von unseren Büchlein sind vorhanden in U. S. A. bei Rev. E. Wall, Mountain Lake, Minn. und in Canada bei J. A. Kröker, Winkler, Manitoba.

Die Kirche im Blitzkrieg

Berichte eines Londoner Pfarrers.

Die Flugangriffe auf London haben dazu geführt, daß das Zeugnis der christlichen Kirche heute weithin außerhalb der gewöhnlichen gottesdienstlichen Stätten abgelegt wird. Gott „sendet" seine Boten in neuer Weise aus.

Er schafft auf unerwartete Weise Ersatz für die vielfach verunmöglichten Gottesdienste an gewohntem Ort und zur gewohnten Zeit. So lassen sich in den Luftschutzräumen während der langen unfreiwilligen Wartestunden ungezwungene Zeugnisversammlungen durchführen. Der wichtigste Weg der Verkündigung ist heute jedoch das persönliche Gespräch und nicht der feste Predigtgottesdienst. Immer wieder bestätigt sich die Beobachtung, daß die Herzen in neuer Weise für das Evangelium von Jesus Christus erschlossen sind. Pfarrer der Landeskirche und der Freikirchen gehen häufig gemeinsam an die Arbeit. Pfarrer D. K. Dean besuchte mit dem Methodistenprediger seines Gebietes eine Untergrundstation, die als Luftschutzraum diente. Er erzählte: „Wir kamen in vielen Fällen den Leuten sehr nahe, und es geschahen mehrere Bekehrungen als Frucht unserer Aussprachen. In einer andern Untergrundstation erhielt ein Korporal von einem Unbekannten einen Traktat und wurde dadurch zum Glauben geführt. Fünf Wochen später traf er den Mann wieder und sagte zu ihm: Ich warte nun schon seit fünf Wochen darauf, Sie wiederzusehen, um Ihnen zu erzählen, daß ich damals, als Sie mir das Blatt gaben, unterwegs war, um mich an meiner untreuen Gattin zu rächen. Das kleine Büchlein bekehrte mich und rettete meiner Frau das Leben."

Pfarrer H. Barnshaw-Smith hält in einer der großen Untergrundstationen Londons bis zu sechs kurze Gottesdienste in einer Nacht. Ein anderer Pfarrer veranstaltet jede Sonntagnacht vier Gottesdienste im Schutzraum, der unter seiner Kirche angelegt worden ist. Die Behörden und Luftschutzwarte kommen den Pfarrern überall entgegen. Sie gewähren ihnen freien Zutritt zu Spitälern, Unterständen oder frisch zerstörten Gebäuden.

Eine genaue Kenntnis der Wirkung aller Anstrengungen auf geistlichem Gebiet, die im kriegsbeschädigten London gemacht werden, ist natürlich nicht zu erreichen.

Einiges allerdings ist klar. Zunächst sind, wie wir schon bemerkt haben, manche wertvolle persönliche Beziehungen geschaffen worden. Dann hat die neue Lage die Reichsgottesarbeiter gezwungen, sich hinauszubegeben, um das Evangelium vom gekreuzigten Christus neu zu verkündigen als Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Sie predigen heute Christus als den, der uns königlich hindurchhilft durch die Welt der Geschütze, Bomben und Sirenen.

Damit verbindet sich der Ruf Gottes zu eifrigerem Gebet und zu einer Ueberprüfung unserer Predigtweise, unserer Kanzelsprache und aller unserer Methoden. Wir werden vor die große Frage gestellt, ob wir von Dingen reden, die wir persönlich kennen, oder ob wir gewohnheitsmäßig und mechanisch altgewohnte Gedanken mit altgewohnten Texten verknüpfen, ohne daß wir unter der Leitung des Heiligen Geistes stehen und unter der Autorität jenes: „So spricht der Herr."

Wenn wir heute während des Kanonendonners und des pfeifenden Gezisches fallender Bomben in einer Schutzraumpredigt von Himmel und Hölle und dem in Christus gewissen Heil reden, so erleben wir den gleichen Ernst wie die Urkirche und erfahren mit Petrus und Johannes, daß wir von dem reden müssen, was wir gesehen und gehört haben; denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.

Welche Freude ist es, wahrnehmen zu dürfen, daß auch viele Leute erreicht werden, die sich sonst am kirchlichen Leben nicht beteiligen. Ich erhielt einen Brief, der wohl die Eindrücke vieler wiedergibt: „Ich bin nicht ein gläubiger Christ, wenigstens jetzt noch nicht, doch einer aus der großen Menge derer, die tief überzeugt sind von der Größe Gottes, ohne daß sie eine festumrissene Glaubenslehre besitzen. Ich stehe aber unter dem Eindruck, daß wir in diesen gefahrvollen Tagen, da wir jeden Augenblick in die Ewigkeit abgerufen werden können, in den vielen Stunden erzwungener Untätigkeit einige Augenblicke erübrigen sollten, um zu danken für die Bewahrung, die wir bisher erfahren haben, und um Gnade zu erbitten für die Zukunft."

Hier ist das Erdreich bereit, den guten Samen aufzunehmen. Wir wollen Gott bitten, daß solche Seelen durch treue Verkündigung des Evangeliums den Heiland finden mögen.

„In seiner Hand sind die Tiefen der Erde." Möge ein Werk für die Ewigkeit manche „Tiefe" in den Luftschutzräumen unserer Städte heiligen.

—Zionspilger.

Dennoch!

Die Geschichte eines glücklichen Lebens.

von Helma von Hellermann.

(Fortsetzung)

„'s ist doch nichts Unangenehmes?" fragte Frau Maria ein wenig ängstlich, ihren großen Bruder leise über den Arm streichelnd. Wie distinguiert Paul doch aussah.

Der tätschelte ihre Hand. „Ich hoffe sehr das Gegenteil, Schwesterchen!" Ein gehauchter Seufzer der Erleichterung.

Er sah sie an, viel herzliche Liebe und viel Mitleid im Blick. Wie viel mußte Maria durchgemacht haben, daß sie vor allem Unbekannten so angstvoll zurückbebte! — Zu dritt saßen sie auf dem alten Roßhaarsofa, das bei jeder Bewegung merkwürdige Knurrtöne von sich gab. Der Amerikaner lachte und streckte behaglich die langen Beine aus. „Vertrauter Klang aus Jugendtagen — daß ihr mir den Knurrhahn nur nie aufpolstern laßt! Schon zu Vaters Lebzeiten kollerte der so merkwürdig, weißt du noch, Ma ia? Ach ja —" er holte tief Atem. „Es ist immer so riesig gemütlich bei euch, Kinder, so heimatlich, daß man gar nicht wieder fortmöchte. Aber — — irgendwie hab ich diesmal das Gefühl, als bedrücke euch etwas, es liegt so etwas in der Luft. Sagt mal offen: Habt ihr Sorgen?"

Für einige Sekunden herrschte völliges Schweigen. Herr Wilhelm Möller lächelte nicht mehr. Mit zusammengepreßten Lippen starrte er vor sich hin. Man hörte die Stimmen der Dienstboten, die nebenan aufräumten — Gläser klirrten auf einem vorübergetragenen Tablett.

„Man hat dir wohl schon erzählt", sagte der Großkaufmann endlich bitter.

„Daß eine von dir gecharterte Brigg mit Kaffeeladung aus Brasilien untergegangen ist," vollendete sein Schwager ruhig. „Weiter weiß niemand etwas. Allgemein wird angenommen, daß du ausreichend versichert hattest. Ist das der Fall?"

„Nein," entgegnete der andere kurz.

„Zu wenig, oder — — "

„Ueberhaupt nicht."

Paul von Garnier pfiff leise durch die Zähne.

Frau Maria, die an der anderen Seite des Bruders saß, ergriff seine Hand. Er verstand die stumme Bitte und verschluckte die harten Worte, die ihm auf der Zunge schwebten. „Tja — sehr schön ist das ja nun nicht gerade, an dem Brocken wirst du wohl eine ganze Weile zu schlukken haben," meinte er nach einer Weile. „Well, da ist nichts zu machen. Aber vielleicht ist der Augenblick günstig für meinen Plan." Er richtete sich auf.

Es dämmerte bereits, als die drei auseinandergingen. Langsam stieg Frau Maria die Treppen hinauf, während ihr Mann wie allabendlich noch einmal durch das stille Haus ging, Fensterläden und Türen auf ihr Verschlossensein prüfend. Oben blieb sie stehen und rang nach Fassung. Große Tränen rannen über ihr blasses Gesicht, die helle Seide des festlichen Gewandes häßlich fleckend. „Du Gott da droben, hilf mir die Trennung tragen!" Sie krampfte die Hände ineinander, um das aufsteigende Schluchzen zu ersticken.

Das Schicksal zweier geliebter Kinder führte fortan in die Ferne.

8. Kapitel.

Drei kleine Dirnlein saßen auf einer Bank am Schloßgartenteich und baumelten mit den Beinen, dieweil sie sich in Zukunftsträumen ergingen.

„Wenn ich fertig mit der Schul bin, rühr ich nimmer ein Buch an," schwor das schwarze Dorle Greinzinger, das mit lobenswerter Standhaftigkeit die letzte in jeder Klasse blieb. „Sagt bloß, steht denn was Gescheits drin? Nutzt's mir was, wo die afrikanische Flüß fließe und wann all de Ferschte gebore und gestorwe sin? Und dann's Rechne — ob viermal zehn fufzig oder hunnert oder tausend mache, bleibt sich doch gleich! Awwer wenn mer das 'm Lehrer sage tät, o du mei!"

Die anderen nickten trübe. „Ganz recht hast," meinte Reni. „alles, was nix taugt, müssen wir lernen, und was man wissen möcht, das weiß niemand."

„Was möcht'st denn wissen," erkundigte sich Elise Messer, das Ende ihres langen blonden Zopfes um den Finger rollend, interessiert. Die Reni hatte oft so närrische Einfälle.

„Na — wie's kommt, daß an unserer Lind nie Eichenblätter wachsen und wie die Blumen wissen, wann sie blühen sollen, und warum man sagt: ich kann was nit ausstehen und nit: aussitzen, es is doch ganz dasselbe! Und — ach vieles." Sie seufzte tief und biß in den weißen knusprigen Wecken, den sie in der Hand hielt. „Aber eins sag ich euch: wenn ich groß bin, dann strick ich mein Lebtag keine Strümpf mehr!" Es klang etwas dumpf und verschwörerhaft wegen des Weckens. Das grimme Gesichtel klärte sich auf. „Dann spiel ich und sing und tanz!" Die weißbestrumpften Beine baumelten heftiger.

„Und ich tu überhaupt nie gar nix mehr," übertrumpfte sie die pomadige Elise, „ich trag bloß noch seidene Kleider und heirat 'nen Student, weißt: so ein' mit Kanonestiefel und Käppeli." Sie war letzthin mit den Eltern in Heidelberg gewesen und noch ganz erfüllt von der Herrlichkeit des bunten, frohbewegten Treibens dort.

„Ich heirat 'nen Bäcker und eß jeden Tag Kuchen." Dorles schwarze Augen umstrichen begehrlich den süßen Weckenrest in der Freundin Hand, die vor lauter Nachdenken das Weiteressen vergaß.

Reni krauste die Stirn und schob das Mäulchen vor.

„Ich — — ich —" sie stockte, schwankend in der Wahl zwischen dem Postillon der Landpostkutsche und dem alten Nachtwächter, dessen Pudel sie heiß liebte. „Der Loisl blast so schön und Vater Ketzel hat den Dersipp," überlegte sie laut. „Aber — vielleicht heirat ich doch lieber 'n Doktor und helf ihm die Leut kurieren und krieg furchtbar viele Kinderle. Das is doch noch viel feiner wie Puppen! Und wenn sie nit brav sind, verwichs ich sie!" Sie kicherte in sich hinein beim Gedanken an die zukünftige Erziehungstechnik, bei der sie Selbstempfangenes ungestraft weitergeben konnte, klatschte in die Hände und sprang auf. „Wer hascht mich?"

Die drei flogen um den Teich, dessen klares Grün sie gleich drei weißen Flattervögeln widerspiegelte, rannten mit heißen Backen die stillen Wege kreuz und quer, bis ein nahendes Paar zu sittsamerem Betragen zwang. Lachend faßten sie sich an den Händen, gingen hochaufatmend weiter — da löste Reni sich von den Freundinnen und sprang den beiden entgegen.

„Wilhelm!"

Mitten im Jubelruf stockte sie. Gar so ernst sah der Bruder aus, der ihr nun zunickte und sie an seine Seite zog. Er strich ihr die Haare aus dem erhitzten Gesichtel.

„Komm nur, Reni, sag dem Fräulein guten Tag — das ist mein jüngstes Schwesterlein," — zu dem jungen Mädchen gewandt, aus dessen blassen zarten Zügen ein Paar wundervolle braune Augen die Kleine anlächelten, so freundlich, so traurig, daß Reni ganz seltsam ums Herz wurde. Langsam schritt sie mit den beiden dahin, die sie wie mit Absicht zwischen sich genommen hatten, vergessend der Freundinnen, die verlegen geknickst und nun den Weiterschreitenden neugierig die Hälse nachreckten. Der spielerische Kinderübermut war geschwunden, etwas Ernstes überschattete die jauchzende Lust, die eben noch die kleine Seele gefüllt. Sie hörte sprechen, doch das Plappermäulchen, das sonst so gern Fragen stellte, blieb stumm. So schwer klangen die beiden jungen Stimmen, wie die schweren müden Schritte alter Menschen die Last tragen.

An der letzten Wegbiegung, die in die breite Hauptallee des Parks mündete, blieben sie stehen. „Ich muß nun heim," sagte das Mädchen leise, „die Mutter fühlt sich nicht wohl und wird früh Abendbrot essen wollen, um dann ins Bett zu gehen. Leb wohl, Wilhelm, Gott segne dich allezeit und schenke dir Glück im fernen Lande! Vergiß mich nicht —" Ihre Hände ruhten ineinander, ihre Blicke suchten, hielten sich.

„Leb wohl, Grete, grüß die Mutter — sei bedankt für all deine Liebe und Güte! Ich gehör nicht zu denen, die vergessen, das will ich dir und der ganzen Welt beweisen." In dem schönen Jünglingsgesicht flammte es auf. Seine Augen blitzten. „Nicht Lebwohl sage ich dir, Grete, sondern: Auf Wiedersehen!"

Ehe Reni ihren Knicks machen konnte, war das junge Mädchen davongeeilt. Die zwei sahen ihr nach. Als fühle sie die Blicke, wandte sie sich noch einmal um. Just neben einem Goldregenstrauch war sie stehengeblieben. Nie vergaß Reni das Bild. Ein Strahl der untergehenden Sonne umfloß die blühenden Dolden mit flammendem Schein. Seltsam lebendig in dem märchenhaften Glanz leuchteten die gelben Blumen, als tränken sie die beglückende Helle nur, um aus ihr einen Mantel von flüssigem Gold um das Mädchen zu weben, das nun lächelnd die Hand zum Gruße hob. Die Spitzenenden ihres Fichus flatterten leicht im Winde. —

Stumm schritt Reni an der Seite des Bruders weiter. Erst nach geraumer Weile wagte sie, den Schweigenden anzureden. „Wer war denn das schöne Fräulein, Wilhelm?"

Er sah herunter, drückte ihre Hand ein wenig fester in der seinen.

„Fandst du sie schön, Kleines?"

„Furchtbar schön, so — so —" sie suchte nach dem rechten Ausdruck — „wie 'n Engel!"

Da lächelte der junge Mensch traumselig vor sich hin. „Sie ist auch einer."

„Hast du sie lieb?"

„Ja, Renilein."

„Ich auch," nickte die Kleine eifrig, „arg lieb!"

Wieder eine Pause. Dann: „Wilhelm?"

„Ja?"

„Warum war sie denn so traurig?"

„Weil ich fortgehe."

„Fort —?"

„Ja, weit fort — nach Amerika."

Reni blieb stehen, starrte ihn an in fassungslosem Staunen. „Du, nach 'Merika?"

„Onkel Paul nimmt mich mit."

„Aber — aber der geht ja ganz bald fort, schon nächste Woche!"

„Da geh ich mit, kleine Reni — und Paula geht auch mit."

„Und Paula auch — —" Reni begriff nicht. Ihre Welt ging aus den Fugen. „Ja — aber 'Merika is ja schrecklich weit weg, da muß man doch übers Meer fahren mit 'm großen Schiff, hat Onkele gesagt, viele Tag und Nächt — da könnt ihr doch nit mit!"

„Doch, Herzele —" zärtlich strich Wilhelm Möller über das ganz blaß gewordene Gesichtchen des Schwesterleins, das stirnrunzelnd das Unmögliche zu begreifen suchte.

„Wenn du so weit, weit fort bist, da hörst du's ja nimmer, wenn ich dich ruf — — und Sonntag wollten wir doch in den Wald gehen — — und wer singt denn mit Aennchen — und der Ludwig is oft so garstig und frech — und — und die Paula will auch weg von uns — — Aber das geht doch nit, das — geht — — doch —" Ihre Lippen zitterten. Aufschluchzend klammerte sie sich an den Bruder. „Bleib, ach bitte, bitte bleib doch da! Ich schenk dir auch mein Ne—ne-negerpüppchen un— und P—Paula kann mein' Po—Porzellanhund k—kriegen — —"

(Fortsetzung folgt.)

Das Wort.

Von J. P. Klassen, Superb.

(Fortsetzung)

Aber die Erwachsenen, die Alten?! Tun die es auch unbedacht? Wenn ja, so sind sie dennoch grausam und böse zugleich! Sie haben das Wort Gottes — für sie gibt es keine Entschuldigung!

Treffe ich einmal eine Bande kleiner Gärtenräuber. Sie hatten ja alle in den elterlichen Gärten mehr denn genug Kirschen, ihren Hunger zu stillen. Aber, aber, nun ja — Onkel Dick, der nicht mal die eigenen Kinder für sich Obst pflücken läßt, sie könnten die Bäume beschädigen — Onkel Dick mal einen Kirschbaum ripps rapps leer pflükken, war ein gar zu verlockender Spaß . . .

Stehen sie jetzt alle um den lahmen Abram, der auf zwei Krücken gehen muß. Jetzt sitzt er im hohen, grünen Grase und weint zum Erbarmen. Alle reden begütigend und tröstend auf ihn ein: „Weine doch nicht, Abram!"

„Dich hat er doch nicht verhaut!"

„Der Lehrer wird dir auch nichts tun in der Schule, wenn er es erfährt."

„Du hast ja keine Kirschen gepflückt."

Und dann erblicken sie mich, den Lehrer. Alle nehmen Reißaus — zu spät!

„Halt! Herkommen! Was ist geschehen, was habt ihr getan?"

Da kommt es denn heraus, von dem großen Spaß. Und Onkel Dick hat sie auf dem Baume erwischt. Der Jasch, der Hans und der Peter haben mit einer Gerte eins über den Buckel bekommen und der David gar eine Ohrfeige. Die andern fünf waren entkommen, und dem Abram hat Onkel Dick auch nichts getan, obwohl er nicht durchgehen konnte, wie die anderen. Warum Abram weint, wissen sie nicht.

Ich entlasse die Gartenräuber mit dem Versprechen, die Sache in Ordnung zu bringen, wenn sie später Onkel Dick um Verzeihung bitten werden — anders hätte es in Schule und Haus noch Haue gegeben. Sich bedankend, trollen sie ab . . . . nur der Abram bleibt sitzen und schluchzt und weint . . !

„Abram, du wirst auch zu Onkel Dick gehen, ja?"

„N—n—ein!"

„Warum nicht?"

„S—s—o—o n—icht!" Und dann, nach einer Pause, mit haßerfüllten Augen und wutentstellter Stimme:

„Ich werde zu Gott beten, daß der Blitz den alten Geizhals totschlägt!" und dann schluchzte er wieder . . .

„Aber Abram!? Junge, was hat Onkel Dick dir getan, daß du ihm so böse bist?" Endlich kommt es schluchzend heraus: „H—h—e—e s—säd t—to m—mie, e—eck s—si e—ene l—laohme H—h—tetsch!"

In seiner Not und seinem Schmerz vergaß sich der bis ins tiefste Empfinden gekränkte, arme Junge so weit, daß er zu seinem Lehrer plattdeutsch sprach — unerhört!

Da erfaßten mich Erbarmen und Wut zugleich. . . ! Ich setzte mich zu Abram ins Gras, zog ihn in meine Arme und versuchte ihn zu trösten. Es gelang mir nicht, zu tief hatten ihn diese grausamen Worte verwundet.

„Lieber hätte er mich halbtot schlagen können, als . . ." und untröstlich weinte und schluchzte der arme Junge . . .

Als ich des armen verkrüppelten Jungen Herzeleid hörte und sah und mitfühlte und mitempfand, da packte mich eine Wut und ein heiliger Eifer, daß ich wohl mit ihm und dem Jakobus und Johannes in meinen Gedanken und in meinem Herzen nach Lukas 9, 54 eingestimmt habe.

Doch Blitz und Feuer kamen nicht! Sie hätten dem Abram auch wenig geholfen, denn seinen Spottnamen „Laohme Hetsch" hatte er weg und er behielt ihn, bis — bis ich ihn aus den Augen verlor.

„Wer aber ärgert dieser Geringsten einen . . . Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet." Matth. 18, 1—11.

Und hüte deine Zunge wohl:
Bald ist ein böses Wort gesagt!
„Ach Gott, es war nicht bös gemeint!"
Der andre aber geht und klagt,
Der andre aber geht und weint!
— Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Das geschriebene Wort, der Brief — bald Segen, bald Fluch.

Kindheitsgespielen, Schulkameraden, Jugendfreunde waren sie gewesen, die drei Nachbarskinder. Die Wirtschaften ihrer Eltern lagen nebeneinander; in der Mitte wohnten Gretels Eltern, rechts Gerhard's, links Heinrich's. Die großen Gärten waren der Tummelplatz des Trio, und die Jungen halfen dem Mädel, wo es vielleicht allein nicht weiter gekonnt hätte, und lustig hallten die Gärten wieder von dem Singen und Schreien der Unzertrennlichen, wie sie genannt wurden.

Die Schuljahre änderten nichts an dem freundschaftlichen Verhältnis, und auch als die Jungen die Zentralschule und Gretel die Mädchenschule besuchte, blieb es so; zwei Jungen und ein Mädel in treuer, edler Jugendfreundschaft.

Alle drei wurden in die Gemeinde aufgenommen; auch das änderte nichts an dem Verhältnis.

Fragt da ein böses Lästermaul die beiden Freunde in einer Gesellschaft so recht höhnisch: „Wer von euch beiden wird denn jetzt eigentlich die Gretel heiraten? Ihr geht ja beide mit ihr, oder heiratet ihr sie auch beide?"

Die Antwort war, daß die beiden den Frager ganz jämmerlich verbläuten, und von dem Tage an sahen sich die beiden Freunde scheel an. Die Freundschaftsidylle zu dritt war zerstört, die Unschuld im Verkehr mit Gretel geschwunden. Nicht mehr den Freund und Kameraden sahen sie in ihr, sondern das Mädchen, die Frau.

Eifersucht entbrannte in ihrem Herzen und jeder trachtete danach, sich bei Gretel, die zu einer schönen Jungfrau herangeblüht war, in Gunst zu setzen und ihre jungfräuliche Liebe zu gewinnen. Sichtbaren Erfolg hatte keiner, denn Gretels freundschaftliche Liebe blieb für beide unverändert, und die andere Liebe kannte sie noch nicht.

Dann kam der Krieg. Die Jungen mußten in den Dienst. Der Verkehr beschränkte sich auf Briefe. Jede Woche bekam Gretel von Gerhard und Heinrich je einen Brief und beantwortete sie pünktlich.

Obwohl die Jungen in einem Sanitätszuge dienten, taten sie fremd miteinander — Gretel stand zwischen ihnen.

Eines Tages fand Heinrich einen Brief Gretels an Gerhard. Er las ihn und ersah daraus, daß Gerhard wohl die Gretel heiraten würde . . . wenn, wenn nicht etwas geschah, das ihn in Gretels Augen herabsetzte. So hatte Gretel an ihn nie geschrieben — die liebte den Gerhard anders als ihn, das war nicht Freundesliebe!

Und Heinrich fing an, Gerhard in seinen Briefen zu verleumden. Erst ganz aus der Ferne, wie unabsichtlich ließ er durchblicken, daß Gerhard mit der Gehilfin des Arztes, einer Studentin, auf freundschaftlichem Fuße stehe und von ihr sehr ausgezeichnet und bei den Arbeiten bevorzugt würde. In jedem seiner folgenden Briefe wurde er deutlicher, und als die Revolution ausbrach, da zeichnete er Gerhard als einen losen Menschen, dem nichts heilig und teuer wäre.

Gretel schrieb nicht mehr an Gerhard; denn auf ihre leisen Anspielungen, die er garnicht verstanden hatte, hatte er nicht geantwortet, und Heinrichs Briefe wurden immer deutlicher.

Das Herz wollte ihr brechen um den Geliebten, aber wenn er „sollcher" war, — einem Wüstling konnte, durfte sie ihre Liebe nicht schenken. Wie sie sich doch getäuscht hatte! Immer schon hatte sie geglaubt, der Gerhard sei der edlere, und jetzt diese Enttäuschung.

Gerhard schrieb immer wieder an sie, erhielt aber keine Antwort mehr. Gretel glaubte, er heuchele. Daß Heinrich ihn verleumdet und angeschwärzt hatte bei Gretel, kam Gerhard nie in den Sinn; wäre Heinrich der von Gretel Bevorzugte gewesen, er hätte es nie getan, traute es auch Heinrich nicht zu.

Bürgerkrieg, deutsches Militär, Machno und anderes — ein Durcheinander, wie es nie jemand erlebt! Auch die Jungen wurden in den Wirrwar hineingerissen und kamen nicht nach Hause.

Einmal erhielt Gerhards Mutter, die Witwe war, von ihm einen Brief, in welchem er sie bat, zu Gretel zu gehen und auszufinden, was eigentlich mit ihr los sei.

Gretel erzählte Gerhards Mutter nun, was aus Gerhard im Dienste geworden war. Die arme Mutter glaubte es nicht. Schwarz auf weiß bewies Gretel es ihr! Der Mutter Herz wollte brechen — ihr Kind, das immer gut und fromm gewesen war, auf solchen Wegen!

Und dann blieben alle Briefe von den beiden Jungen aus. Als Wrangels Armee aus der Krim ins Ausland floh, kam der Heinrich zurück, der Gerhard aber kam nicht, er war und blieb verschollen.

Heinrich wurde frech in seinen Behauptungen über Gerhard, um in seiner Anwesenheit Gretel für sich zu gewinnen, aber sie blieb Gerhard treu, bis der Typhus sie hinraffte.

Ehe ich auswanderte, erzählte mir Gerhards Mutter, als ich von ihr Abschied nahm, das obige und schloß mit den Worten: „Ach, könnte ich doch erfahren, ob Gerhard lebt; und wenn er tot ist, ob er selig gestorben ist. Jesus hat ja dem Mörder noch am Kreuze vergeben, er kann auch Gerhard selig sterben lassen, ihm verzeihen, daß er die Waffen genommen hat. **Die Leute sagen,** Gerhard soll, als er bei den Weißen war, furchtbar gegen die Roten gewütet haben. Lieber Gott, alles Kreuz, daß du mir auflegst, will ich geduldig und in Demut tragen, nur Gewißheit, Gewißheit gib mir über Gerhard!" betete sie tränenden Auges.

Es war schwer, der Mutter Schmerz anzusehen, noch schwerer, Trostworte zu finden.

Ich war ergriffen und gerührt von dem Schmerz der Mutter, und vergaß in den Vorbereitungen zur Reise, auf der Reise und in der neuen Heimat Gerhard und seine Mutter. Man hatte mit sich zu tun.

Etwa zwei Jahre später. Ich gehe in Rosthern ins Immigrantenhaus, die Neuangekommenen zu begrüßen. Was jeder erlebt, wie verschieden und wunderbar Gott geführt, wird erzählt.

Da fällt der Name jenes Gerhard.

„Kannten Sie den vielleicht näher und wissen Sie etwas über seinen Verbleib?" fragte ich.

„Den Gerhard N. von K?"

„Ja, den meine ich. Wissen Sie etwas von ihm?"

„O ja!! Zwei Jahre bin ich mit ihm zusammen gewesen, habe ihn in seinen letzten Tagen gepflegt, ihm die Augen zugedrückt und ihm das letzte Geleit gegeben. War das ein feiner Kerl! Solche hatten wir nur wenig!"

„Der Gerhard ein feiner Kerl?" fragte ich verwundert.

„Und etwa nicht?! Ich sage Ihnen, der Gerhard. . . . !"

Und dann kam ein Loblied auf den Gerhard, eine Schilderung seines Charakters und seiner edlen, selbstlosen Taten, daß mir die Augen übergingen. Allen Versuchungen gegenüber war er standhaft und treu, rein und keusch geblieben und hatte manchen Kameraden vor falschen Wegen bewahrt. Nie hatte er die Waffen genommen! Gezwungen war er mit der Wrangelsarmee mitgegangen und weil er sich geweigert hatte, Waffen zu tragen, war er als Regimentsschreiber angestellt worden. In der Türkei war er am Typhus gestorben in festem Glauben an seinen Heiland und Erlöser.

Ich eilte nach Hause und schrieb gleich an die trauernde einsame Mutter in Rußland, was ich erfahren hatte über ihren Gerhard. Die Wirkung des Briefes kann ich nicht beschreiben; jeder Leser kann sie sich im Geiste ausmalen.

Aber der einen und der anderen Mutter, deren Kind auch spurlos verschwunden, möchte ich zum Troste sagen: „Erhälst Du auch hier vielleicht nie solchen Trostbrief, wie der meine sein durfte (unverdienterweise „mein"), so darf ich Dir doch sagen: Ueber den Sternen, da wird es einst tagen!"

Ich vergaß die Mutter und ihren Gerhard, nicht aber vergaß Gott sie. Auch Du, trauernde Mutter, und dein verschollenes Kind seid nicht von Gott vergessen; vertraue ihm!

Dieses, hoffe ich, war ein Ausnahmefall. Wie oft aber tragen unsere gewöhnlichen Briefe einen Fluch mit sich, der verheerend und Verderben bringend unsere Nächsten trifft.

„Ein Brief, Papa!" rufen die Kinder, als sie aus der Schule kommen. Papa Dick nimmt den Brief in Empfang, besieht ihn sehr aufmerksam und ruft dann freudig erregt: „Mutta, komm emaol hea! Endlich en Breef von Wielasch; eck woa am fealese!"

Dick liest. Mutter und Kinder hören zu. Plötzlich stockt Dick im Lesen . . . er liest für sich . . . sein Gesicht rötet sich; die Zornadern auf der Stirne schwellen an . . . er holt tief Atem . . .

„Kinja, ji könne rut gaone spele!"

Als die Kinder hinausgegangen sind, sagt Dick: „Hea blos emoal, waut Wiela hia schrift! Es de Peta Enns verreckt worde, daut he son't äwa mi sajt?! — In N. auf der Hochzeit traf ich den P. Enns aus Eurem Dorfe. Der erzählte, Du seiest in Rußland ziemlich „rot" gewesen und hättest mit den Kommunisten unter einer Decke gesteckt." — Den faulschen Krät von Enns woa eck leere! Foets oppe Städ schriew eck dem Wiela, waut de Enns fe en Voagel es!"

Und Dick schreibt im Jähzorn und in der ersten Hitze der Empörung über Ennsens Gemeinheit einen Brief und erzählt darin ein Geheimnis, daß nur er und Enns wissen; das Enns ihm vor vielen Jahren offenbart hat, da es ihm zu schwer geworden war, eine erkannte Sünde unbekannt mit sich herumzuschleppen.

Am folgenden Tage plagte Dick schon das Gewissen; er hätte das doch lieber nicht schreiben sollen, aber — der Brief war weg, der Pfeil abgeschossen und — er würde treffen.

Wieler erzählte das Geheimnis weiter und . . . ich erlaube mir den Ausdruck: die Hölle war los!

Enns stand am Pranger. Solange geachtet, angesehen und beliebt, wurde er gemieden und man zeigte mit Fingern auf ihn: „De Lied saje. . . !" Alles einer in der Jugend begangenen, längst bereuten, gebüßten und vergebenen Sünde wegen; und die Ursache? Wielers Brief!

Hatte Enns Dick in N. auf der Hochzeit wirklich als Roten verleumdet?

Nein, das Gegenteil! Enns hatte Dick gelobt. Wieler hatte im Vorbeigehen nur eine Phrase gehört und sie nicht ganz wortgetreu im Briefe wiedergegeben.

Als die Sache endlich nach langem Streit, der viel böses Blut, böse Worte und Leid brachte, aufgeklärt wurde, stellten mehrere Zeugen fest, daß Enns gesagt hatte: „Wer da gesagt hat, daß Dick ziemlich rot war, der hat Dick nicht gekannt. Wenn die Roten kamen, setzte er sich mit ihnen zu Tische, als wären sie seine Freunde, bejahte alles und handelte von ihren unerschwinglichen Forderungen so viel herab, daß wir sie erfüllen konnten. Dick hat für uns manchmal sein Leben gewagt und viel für uns getan!"

Was aber hilft es Enns jetzt, da sein guter Name in den Schmutz getreten ist; was hilft's Dick, da seine Ehre und sein Ansehen besudelt, denn daß er ein Geheimnis solcher Art preisgegeben, hat ihm die Achtung seiner Mitmenschen und die Selbstachtung gekostet. Wieler hat ebenfalls den Namen „Tauschkedroaga" bekommen und sein Ruf hat gelitten.

„Ja, hätten sie sich etwas besonnen, ehe sie die Briefe schrieben, wieviel wäre ihnen und Enns erspart geblieben!

Ich las einmal eine Anekdote, die ich zu Herzen nahm, und die hat mir schon manchen guten Dienst erwiesen, denn ich mach's manchmal auch so wie Herr X., und das hilft.

Der Kaufmann X. erhält von der Firma A. einen sehr gemein gehaltenen und ihn ungerechter Weise der Unehrlichkeit beschuldigenden Brief. Er ist rasend vor Zorn und schnaubt nach Rache. Wütend befiehlt er seiner Maschinenschreiberin:

„Fräulein E. schreiben Sie Datum und Anschrift der Firma A!"

„Fertig, Herr X.!

„Schreiben Sie: Sehr verachtete Herren von der Lügnerbande A.!"

„Aber Herr X., das soll ich doch nicht an die Firma A. schreiben?"

„Schreiben Sie, was ich diktiere!" — — „Fertig, Herr X!"

Und jetzt kommt es armdick, wie wir platt sagen. Fräulein E. widerspricht noch mehreremale, sie errötet und droht hinauszugehen, als Herr X. nicht ganz salonfähige Kraftausdrücke diktiert, aber er bleibt bei seinem „Schreiben Sie, was ich diktiere, Fräulein!" und diktiert ihr einen Brief in die Maschine, der seinesgleichen an Grobheit und Kraftausdrücken vergeblich suchen würde, und schließt ihn mit den Worten: „Sie allesamt zum D. . . wünschend, da ich mit solcher Schwefelbande nichts mehr zu tun haben will, bricht alle Verbindungen ab, Ihr gewesener Freund X.! Schreiben Sie meinen Namen ganz aus!"

„Fertig, Herr X.!"

„Jetzt lesen Sie mir den Brief vor, Fräulein E.!"

Während Fräulein E. den Brief vorliest, geht Herr X. hin und her und lacht jedesmal laut auf, wenn ein besonders gut gelungener Kraftausdruck kommt. Als der Brief zu Ende ist, setzt X. sich in seinen Stuhl und befiehlt: „Jetzt reißen Sie den Brief in kleine Stücke und werfen Sie die in den Papierkorb. Dann spannen Sie einen neuen Bogen ein und schreiben Sie Datum und Anschrift der Firma A.!"

Nicht verstehend und sehr verwundert tut Fräulein E., wie ihr geheißen . . .

„Fertig, Herr X!"

„Schreiben Sie: „Sehr geehrte Herren!

Den Empfang Ihres werten Briefes, in welchem Sie mich in entgegenkommender Weise auf einen Fehler aufmerksam machen, der in meiner Expeditionsabteilung vorgefallen sein soll, mit Dank bestätigend, soll es mir zur Ehre gereichen, Ihnen sofort das Fehlende aus der letzten Sendung mit Schnellpost zustellen zu lassen usw. . . Mich für Ihre freundlichen Hinweise erkenntlich zu zeigen, sende ich Ihnen extra und portofrei. . usw.

In vollkommener Hochachtung Ihr X."

Nachdem Fräulein E. Herrn X. den überaus höflichen Brief vorgelesen und er ihn unterschrieben hatte, sagte er: „Sorgen Sie dafür, daß dieser Brief gleich abgeht und von dem ersten Briefe schweigen Sie!"

Da wagte Fräulein E. den gestrengen Herrn Prinzipal zu fragen, wozu er den ersten Brief habe schreiben lassen, wenn er der Firma A. jetzt solchen überhöflichen Brief schicke.

Da fiel Herr X. aus der Rolle des gestrengen Herrn Prinzipals, schaute seine Maschinenschreiberin freundlich an und sagte: „Kind, den Brief von der Firma A. hat der Teufel diktiert. Den ersten Brief, den Sie schrieben, diktierte ich im Jähzorn und Aerger, der kam auch vom Teufel. Dem Bösewicht, der mich unterkriegen wollte, habe ich ein feines Schnippchen geschlagen, als Sie den Brief zerrissen — der wird sich ärgern! Ich hatte mir beim Diktieren Zorn, Aerger und Haß vom Herzen gesprochen, der Bösewicht hatte mich gründlich gepackt, und sehen Sie nur zu, wie höflich die Firma A. antworten und wie sie sich entschuldigen wird!"

Das dürfen wir Herrn X. glauben.

Ein arabisches Sprichwort sagt: Das Wort ist wie ein Pfeil. Von der Sehne geschnellt, fliegt er aufs Ziel zu. Du kannst ihn nicht aufhalten, du kannst seine Flugbahn nicht ändern — er trifft, verwundet oder tötet. So das Wort. Aber den Pfeil kannst du aus der Wunde ziehen und die Wunde heilen. So auch ein im Zorn gesprochenes Wort zurücknehmen und die Wunde heilen, indem du dich ehrlich bemühst, den Schaden gutzumachen.

Das geschriebene Wort ist wie eine Schlange, die du in deinem Busen trägst. Immer wieder schlägt sie ihre Giftzähne in deine Brust, bis das Gift dein Herze erreicht und du stirbst. So der Brief. Jedesmal, wenn du ihn siehst, sticht er von neuem, und der böse Geist des Briefes dringt immer tiefer in dein Gemüt, bis er deine Seele erreicht, und dann bist du tot. Hüte dich, im Zorn zu sprechen — es ist ein Pfeil! Hüte dich im Zorn einen Brief zu schreiben — sein Geist ist eine Schlange!

—Ende.—

Es gibt eine Hölle.

Die folgende Begebenheit ist dem Straßburger „Volksfreund" entnommen, redigiert von Pfarrer Gruß. Derselbe schreibt:

„Nachstehende Geschichte von der Dame mit dem goldenen Armband" ist gut verbürgt. Ein würdiger Mann erzählt sie und fügt bei: Zur Stunde, wo ich das erzähle (Weihnachten 1859, lebt die Dame noch.) Sie ist etwas über 40 Jahre alt. Im Winter des Jahres 1877 lebte sie in London, als Witwe, leichtsinnig und sehr reich.

Zu ihren näheren Bekannten gehörte ein Lord, welcher einen sch'echten Ruf hatte. Einmal während der Nacht, etwas nach Mitternacht lag sie im Bett und las einen Roman. Die Uhr schlug eins. Da blies sie ihr Licht aus und wollte schlafen, aber sie gewahrte zu ihrem Schreck ein fahles Licht, welches von der Tür ihres Saales sich näherte. Voller Bestürzung machte sie große Augen und wußte nicht was das sollte. Dann wurde die Saaltüre langsam geöffnet. Sie sah den Lord eintreten, den sie zu gut kannte. Bevor sie ein Wort sprechen konnte, war er an sie herangegangen, faßte sie am Handgelenk und schrie mit entsetzlicher Stimme (auf Englisch) „Es gibt eine Hölle!" Sie empfand darob am Arm einen solchen Schmerz, daß sie ohnmächtig wurde. Als sie dann eine halbe Stunde später wieder zu sich kam, rief sie ihre Kammerjungfer. Diese kam. Es fiel ihr auf, daß ein starker Geruch von verbranntem Schwefel ihr entgegen kam. Sie trat zu ihrer Herrin, die kaum sprechen konnte und gewahrte an ihrem Handgelenk eine Brandwunde, so tief, daß man den blanken Knochen sah. Die Wunde war so breit wie eines Mannes Hand. Der Fußteppich vom Saal bis zum Bett trug eingebrannt die Fußstapfen eines Mannes. Des andern Morgens erfuhr die Dame zu ihrem Entsetzen, daß in derselben Nacht, um 1 Uhr, ihr Lord von seinen Dienern berauscht unterm Tisch liegend gefunden, und wie sie ihn ins Zimmer trugen, er verschied.

Ob die Sünderin durch dieses Ereignis sich bekehrt hat, ist uns nicht bekannt, aber daß sie noch lebt, sagt der Erzähler, weiß ich und daß sie am Gelenk ein goldenes Armband trägt. Dieses Ereignis lehrt uns, daß das Höllenfeuer kein gemaltes ist. Möge dieses allen zur Wahrnung dienen.

J. W. Neufeld.

Jahrgang 1. Folge 10.



Unser Bote

„Ein neu Gebot gebe ich Euch, daß Ihr Euch untereinander liebet, wie ich Euch geliebt habe, auf daß auch Ihr einander lieb habet. Dabei wird jedermann erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, so Ihr Liebe untereinander habt. Ev. Johannes 13, 34. 35.

Dr. Eberhard Arnold

Der heilige Geist

(Fortsetzung.)

Die völlige Einheit in Gott ist die Geisteswirklichkeit seiner Liebe in ihm selbst. Nur in dem Mittelpunkt seines Herzens kann sie gefaßt werden. Nicht von der Natur der ersten Schöpfung aus, nicht von dem Zornesfeuer ihres Gerichts aus, nicht von deren Ordnungen aus, die in dem Gewaltregiment der Obrigkeiten bestehen müssen, sondern allein von dem Zentralfeuer seiner Liebe aus kann Gott in seiner Einheit erkannt werden. In Jesus ist das zentrale Licht des Gottesherzens offenbar geworden. Der Sohn ist als selbständige Person in dem Vater des Vaters Herz in dessen innerster Mitte. Vom Herzen Gottes aus ist Jesus Christus der liebende Kern in den alles bewegenden Kräften des heiligen Geistes.

Im Geist Jesu Christi steigt des Vaters Herz als die Freude vollkommener Liebe zu einer liebearmen, im Gericht des Gotteszornes erhebenden Erde herab. In Christus kommt das Herz Gottes als heiliger Geist zu Menschen, die seiner Liebe entfremdet waren. In diesem Geist wird die Gemeinde geschaffen, deren Einheit Gottes Einheit ist. Der König des Reiches Gottes ist der Geist der Gemeinde. Seine Gemeinde kennt keinen anderen Auftrag als den des Friedens und der Einheit. Sie trägt den Auftrag der Liebe und Gerechtigkeit, welche das Herz des Reiches Gottes ist. In ihr wirkt von Christus aus nichts anderes als der strahlende Lichtglanz der ewigen Liebesmacht.

Er, der vom Herzen Gottes aus zu dessen Reichsherrscher erhöht ist, ist zugleich der Geist der Gemeinde. In ihr bewirkt er die Lichtverwandlung der Glaubenden, daß ihnen nunmehr in der Kraft dieses Liebesgeistes die Vertretung seines zukünftigen Reiches aufgetragen ist. Wo das Herz der Liebe Gottes Geltung hat, herrscht der Geist Jesu Christi. Wo aber das Denken und Tun blutbewegter Menschen in noch so gerechtem Zorn dem Herzen Gottes als dem Liebeswesen Jesu Christi abgewandt ist, weicht sein heiliger Geist voller Scheu und Unwillen, wie er es bei der ersten Einführung der blutig strafenden Gerichtsherrschaft und ebenso bei dem Aufkommen des menschlichen Königtums in Israel getan hat. Der Geist will Gott. Der Geist Jesu Christi flieht menschliche Hoheit und Gewalt. Er sucht die erniedrigten Menschen kindlichen Geistes. An ihnen verherrlicht er das innerste Herz Gottes.

Nur in Christus, nur auf dem Wege, der zu seinem Kreuz führt, erweist Gott seine Einheit als in der vollkommenen Liebe seines Herzens. Er tut es durch den heiligen Geist. Ohne Christus und abseits seines Weges, abseits der apostolischen Armut letzter Einfalt u. Hingabe, abseits ihrer rechtlos gehaltlosen Liebe bleibt man dem Reiche Gottes und dem Wirken seines Gemeindegeistes fern. Nur wer in der Einheit jener Liebe lebt, die alles Eigene opfert, bleibt in Gott und Gott in ihm. Ulrich Stadler, der Mitarbeiter Jakob Hutters und Peter Ridemans, bezeugt diese Wahrheit in seiner Mitverantwortung für den Dienst der Gemeinde mit den Weg weisenden Worten: „Wer die Fußstapfen Christi und seinen Weg nicht beschreitet, wer das Kreuz Christi nicht tragen will, der hat und kennt den Sohn nicht; und wer den Sohn nicht hat, erkennt den Vater nicht; er kann auch durch die Güte des heiligen Geistes nicht erleuchtet werden. Er ist es, welcher in uns wohnet, in den wir eingeleibt werden müssen, um der einigen Dreiheit teilhaftig zu werden durch die ernste Gerechtigkeit des Kreuzes Christi, durch welche wir eingeleibt werden dem Leib Christi, dessen Christus ein Haupt ist."

Der Leib Christi als die Gemeinde seines heiligen Geistes ist die alleinige Stätte der Erde, in welcher die Einheit Gottes in Christus als in dem heiligen Geist offenbar wird. Hier wird das Wesen Gottes so klar und einheitlich entfaltet, daß sein einiger Wille auf der Erde geschieht. Als Einheit der Gemeinde kommt sein Reich zu den Menschen. Hier geht man den Weg Jesu bis ans Ende, bis zum Liebestod am Kreuz. Hier empfängt man den heiligen Geist als die Gemeinschaft in Christus mit Gott: „Da erwachset allererst und sonst niemals und nirgends die rechte Erkenntnis des Vaters im Sohn, daß wir in ihm bleiben und er in uns, also daß wir der im heiligen Geist einige Leib Jesu Christi des Gekreuzigten sind. Allenthalben zeigt Christus an den Ernst und die Gerechtigkeit des Vaters, welches alles der Vater übet in Christo, u. wie es alle üben, die in Christi Leib gedeihen wollen, darin der Sohn Gottes erkannt wird."

(Fortsetzung folgt)

Flucht der hutterischen Geschwister aus Deutschland nach England und aus England nach Paraguay.

Ihre gefährliche Reise über das von „U"-Booten schwärmende Meer. Ankunft in Paraguay, ihre Gefahren, Leiden und Leben daselbst.

SOCIETY OF BROTHERS

Known as the Hutterians

(By E. Guy Johnson)

Primavera, Alto Paraguay, S. America,

(Continued)

This time real Paraguayans whom one never saw in the Chaco at all. Some were driving their carettas, the huge ox wagons they use for the transport of tree trunks. These have two great wheels with a diameter of anything from 7 to — feet. The trunks are hoisted up and balanced, hanging from the front axel and the whole outfit is driven with a tremendous amount of enthusiasm and a noise that is indescribable — a sort of South American version of "Swiss yodelling!" Then we saw that the countryside through which we were passing possessed an altogether different character from the Chaco. Here was rolling, open country with woods and forests on the uplands. Here were real trees—full grown cedars, palms and many hardwood trees, lapacho and others — that we had never seen before. What a contrast this to the never ending plains of scraggy bush and spiky cactus which have such a depressing and imprisoning effect upon the dweller in the Chaco.

Primavera (the name is Spanish for 'springtime') is roughly speaking square in shape, and comprises some 20,000 acres of alternating plain (or 'camp' as it is called) and forest. Situated approximately 40 miles from the river Paraguay, its northern boundary is touched by the road that leads from Puerto Rosario through Itacurubi and San Estanislao to the Brazilian mountains which are about 150 miles away to the east. Its southern boundary is the river Tapiraguay which flows west towards the Paraguay, but which, alas, loses itself in a great swamp before it gets there. On the west we are bounded by the Mennonite Colony 'Friesland,' and it was in these Mennonite villages that our families had to live for many weeks whilst the men prepared for them up at Primavera itself, digging wells, clearing the ground, felling trees and building, building, building as hard as we could. For now it was the rainy season, and in May and June we would have to expect really cold weather and even frost at night when the chilly south wind blew. So we had to provide that our people at least had a roof over their heads, and that meant a great deal of work. It was whilst we were so divided — men at Primavera and families at Friesland — that we experienced our greatest sorrow. Disease in the various forms of infantile cholera, and malaria was attacking us and especially our children and little babies, and suddenly, with appalling swiftness, two little babies Giovanni Mathis and Daniel Keiderling succumbed and died. Although we had been clear from the beginning —away back in England—what the settlement of our people in Paraguay might cost, yet you will understand what pain the passing of two little babies caused us all. Other children remained for a long while critically ill, and we are now making an energetic and apparently effective onslaught upon all sickness. This we are carrying through in spite of the many difficulties in view of our present pioneer conditions especially as regards accommodation.—

In April and May the last groups arrived, so that by Whit sun we were all together, except for a little group remaining a while in England. The joy of reuniting is very great. Sometimes we can hardly believe it, so wonderful is it. Yet the strength and renewed life and encouragement that are the fruits of this uniting are real enough. We are now going forward vigorously with the practical work, and we will close this letter with a few details about it.—

With the last group arrived Margaret Stern and Ruth Cassell, our other two doctors who are now working side by side with Dr. Cyril Davies, who came with first group and obtained valuable experience in the Chaco. — Here in Paraguay there is no need for a doctor to buy a practice — the people heard immediately of his arrival, and flocked to him from miles around. We are now engaged in plans for a simple hospital with 30 beds and a room for operations.

(To be continued)

Unser Bote

Unser Bote

Herausgegeben und gedruckt durch den Verläger der „Mennonitischen Rundschau," 672 Arlington St., Winnipeg, Manitoba.

Verfaßt durch: Gustav Stawitzki, Novize, Riverside Colony, P. O. Arden, Manitoba.

Alle Mitteilungen, bezw. Briefwechsel, wollen nach Riverside Colony, Arden, Man., gesandt werden. — **Für Antworten stets Postmarke (Postal Stamp) beilegen.** Manuskripte (Handschriften) **werden nicht** zurückgegeben. —

An unsere hutterischen Gemeinden in Nord Amerika!

(Von Emma Eberhard Arnold.)

(Fortsetzung)

Am Sonntag, den 29. Dezember, kamen wir also in Puerto de Casado an. Es war ein schöner, sauberer Hafen, wo viele Leute standen, um uns anzuschauen. Ein Mann sagte uns, ob wir nicht kochen wollten, er habe etwas an einem Platz für uns zurechtgestellt. Alfred und Secunda gingen dorthin und fanden da einen halben Ochsen und Reis und Schiffszwieback. Wir wußten nicht, wer das für uns bestellt hatte, waren aber sehr erfreut, daß wir da etwas vorfanden und begannen gleich zu kochen. Als wir darnach fragten, wo wir die Nacht schlafen konnten, wurde uns gesagt, das wir hier am Hafen schlafen konnten. Das Schiff borgte uns noch etliche Matratzen, wo wir uns drauf legen konnten. Aber schon sahen wir am Ufer eine Schlange, und auch eine große Tarantel oder Vogelspinne kam gekrochen. Besonders gegen Abend schwirrten viele Insekten in der Luft, aber wir konnten ja nicht anders und mußten eben am Hafen bleiben und dort versuchen zu schlafen. Nun merkten wir bald, daß wir in eine richtige Wildernis kamen. Lebensmittel hatten wir fast gar keine. Wir versuchten in Puerto de Casado etwas für die weitere Reise zu bekommen. Es war Sonntag, und die kleine Eisenbahn oder Tram sollte schon am nächsten Morgen um 6 Uhr uns weiter nach km 145 bringen. Also war keine Gelegenheit etwas für die Gemeinschaft zu besorgen. Man sagte uns, daß wir unterwegs etwas bekommen könnten. Das war aber nicht der Fall. So war der Tag, an dem wir weiter fuhren, recht schwer. Es war sehr heiß, und wir hatten kaum etwas zu essen. Das Wasser war schlecht. Wir versuchten etwas Getränk zu machen. Am Abend des 30. Dezembers gelangten wir in km 145 an. Da hing wieder ein halber Ochse für uns, und wir konnten eine recht kräftige Suppe kochen. Als wir uns nun dort erkundigten, ob schon Mennoniten da seien, um uns abzuholen. Da sagte man uns: „Da werdet ihr noch eine Woche warten müssen. Es sind noch 115 km zu fahren. Die Wege sind schlecht, und jetzt feiern die Mennoniten Weihnachten und Neujahr und Heilige Drei Könige, und dann brauchen sie noch einige Tage, um hierher zu kommen. Da werdet ihr euch auf eine Woche hier gefaßt machen können." Wir waren recht erschrocken, denn wir hatten ja keine Lebensmittel für solch eine lange Zeit. Wie sollten wir diese Woche leben? Es war solch große Hitze, daß das Fleisch schnell verzehrt werden mußte, und schon am andern Tage konnte man es nicht mehr gut gebrauchen. Wir schnitten es in Stücke und brieten es recht lange, um es möglichst lange zu erhalten. Doch welch Ueberraschung war es, als am anderen Morgen Hardi zu uns kam und sagte, er habe gehört, daß 23 Mennonitenwagen unterwegs seien und gleich ankommen würden. Was war das für eine Freude und ein Jubel, und schon sahen wir von Ferne eine Karawane kommen, Pferde und Maultiere mit einfachen Ackerwagen. Die Mennoniten begrüßten uns sehr freundlich und sagten, daß ihre Pferde erst rasten müßten, und daß sie gegen 4 Uhr ihre Fahrt mit uns antreten würden. Sie meinten alle 83 Menschen mitnehmen zu können und auch etliches von unseren Koffern und Kisten, die wir aus England mit heraus nehmen durften. Zu Mittag aßen wir noch eine kräftige Fleischsuppe und packten das übrige Fleisch für die weitere Ernährung ein. Die Mennoniten teilten uns auch mit, daß wir nur morgens und abends und während der Nacht fahren konnten, und in den heißen Mittagsstunden rasten müßten, da es für Menschen und Vieh nicht möglich sei, in dieser Zeit durch diese schattenlose Wüste oder Busch des Chaco zu fahren. So fuhren wir denn auf stauhiger, unkultivierter Straße um 4 Uhr nachmittags ab. Eine riesige Staubwolke war bald vor uns, und wir sahen schon nach wenigen Stunden ganz schmutzig und staubig aus. Unsere Augen waren voll Sand, und wir fuhren weiter und weiter, wie es in dem deutschen Volkslied heißt: „Ziehn wir dahin auf staubiger Straß, immer nur hurtig und munter". Das mußten wir oft denken. Es war die Silvesternacht, der letzte Tag des Jahres, und morgen sollte das neue Jahr beginnen. Wir fuhren bis 11 Uhr nachts, teilweise blieben auch die Pferde stecken, und alles mußte warten, aber dann ging es wieder weiter und weiter. Um 11 Uhr wurden die Pferde ausgespannt, und wir hatten eine kurze Silvesterstunde, wo wir Gott für seine Behütung und Bewahrung dankten und uns seiner weiteren Führung anvertrauten, und auch unserer Geschwister in England gedachten. Um 2:30 Uhr wurden wir wieder geweckt, und dann ging es wieder weiter bis 10:30 Uhr mittags, wo wir wieder Rast machen mußten. Wir waren in einem wilden Busch angelangt und verschmachteten fast vor Durst. Die erste Frage an unseren mennonitischen Führer war, ob es wohl Wasser gäbe zum Trinken. Es gab da nur grünes, stehendes Wasser, und wir fragten unseren Arzt Cyril Davies, ob wir das wohl genießen könnten. Er meinte, wenn es abgekocht sei, könnten wir es schon trinken. So wurde denn ein Feuer gemacht und Tee gekocht. Dann versuchten wir alle ein schattiges Plätzchen zu finden, was im Chaco sehr schwierig ist, da es fast nur Busch gibt und keinen Wald. Wie nahe kamen uns alle die Bibelstellen von dem frischen Wasser, wie es in Psalm 23 geschrieben steht: „Er führet mich zu frischem Wasser, er erquicket meine Seele", und „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, nach Dir." Oder wir dachten an das Gespräch der Samariterin mit Jesus, wo Jesus spricht: „Gib mir zu trinken", und wie er dann weiter sagt: „Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten, wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten." Oder an das Wort Jesu: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Wir dachten auch an den Quell des lebendigen Wassers, der oft erwähnt wird und an das Wort im 84. Psalm: „Die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen", und wieder dachten wir an die Worte in der Offenbarung Johannes: „Ich will den Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst", und „Wen dürstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst." Erst jetzt gingen uns diese Worte so recht in unseren Herzen auf und wurden in uns lebendig, wie nie zuvor.

Es war so heiß in jenen Tagen, daß wir gar keine Ruhe finden konnten, auch wegen der Insekten und Mücken, die uns störten. Wir waren dann froh, als um 3:30 Uhr wieder aufgebrochen werden sollte. So fuhren wir dann wieder weiter bis 10:30 Uhr nachts in ziemlich schnellem Trab, so wie es die Pferde schaffen konnten, und wie es bei den Wegen möglich war, aber immer weiter auf staubiger Straße. Da sagten uns unsere mennonitischen Führer, daß wir in dieser Nacht nur 2 Stunden rasten könnten, da sie am anderen Morgen Philadelphia, den Hauptort der mennonitischen Siedlung im Chaco erreichen wollten. Wir waren aber totmüde und schliefen, wo wir waren, sofort ein. Zur Ernährung hatten wir fast garnichts. Wir bekamen ab und an ein Stück Wassermelone von unseren Mennoniten, und Alfred brachte noch von seinen Vorräten für die Kinder etwas Dörrobst und ein paar Bisquits. Um 1:30 Uhr fuhren wir dann wieder weiter. Es ging alles sehr gut von Statten. Die Mennoniten hatten die Fahrt sehr gut organisiert. Wir hatten manch schöne Unterhaltung mit unseren Führern und sprachen uns über unseren Glauben, unser Leben und unser Zeugnis aus, so weit es uns möglich war und gegeben wurde. Es war eine wunderbare Nacht und sternklarer Himmel. Die Mennoniten zeigten uns die südlichen Sternbilder, das Kreuz des Südens, das Siebengestirn, den Orion, den wir ja auch kannten, und mit einmal sahen wir auch den Himmelswagen im Norden, aber auf dem Kopf liegen. Das war uns doch eine große Freude, dieses wunderbare Sternbild, welches wir so gut kannten, zu sehen. Wir alle riefen es uns gegenseitig zu, und alle freuten sich. Wir konnten nun die Ankunft in Philadelphia kaum erwarten. Wir waren hungrig, schmutzig und bestaubt und hatten wenig geschlafen, und wirklich kamen wir nun so gegen 6 Uhr morgens durch das erste mennonitische Dorf, und eine Stunde später kamen wir in Philadelphia an, wo wir im dortigen Schulhaus untergebracht werden sollten. Es war ein schöner, nur etwas warmer Morgen, aber alles schwirrte von kleinen Fliegen, die können sich in die Augen und in den Mund setzen. Die Mennoniten hatten eine Tonne Wasser heranfahren lassen, und wir konnten unsere Kinder alle richtig waschen, was eine besondere Erquickung war, nachdem wir uns tagelang nicht waschen konnten. Es wurde uns nun von den mennonitischen Frauen ein wunderbares Frühstück bereitet. Verschiedene mennonitische Freunde standen um uns herum, und waren uns in jeder Weise behilflich. Wir bekamen schönen Kaffee, Butter und Käse und Brot und auch noch etwas Weihnachtsgebäck. Wohl noch nie in unserem Leben hat uns ein Frühstück so gut getan, wie dieses erste Mahl im Chaco. Dann legten wir unsere Kinder zu Bett zum Schlafen, und die Erwachsenen, die in den Schulräumen untergebracht waren, versuchten auch etwas zu schlafen und Ruhe zu finden nach der anstrengenden Reise. Am nächsten Tage wurde unserer Susi Fros, die unsere beiden Brüder David und Michel Vetter auf dem Almbruderhof gut kennen gelernt haben, ein kleiner Bube geboren, welcher erst 14 Tage später kommen sollte. Wir waren gerade am Morgen gegen Typhus geimpft worden, was uns vom Arzt geraten worden war. Susi fühlte sich nicht wohl und hatte auch etwas Fieber. Wir brachten sie ins Krankenhaus, und nachts kam dann der kleine Erdenbürger an. Vier Tage später wurde unserer Familie Tom und Cecilia Paul ihr erstes Kind geschenkt, ein Siebenmonatskind, welches nur 2 kg wog und sehr zart war. Es kam auch wegen der anstrengenden Reise zu früh. Wir hatten noch nichts eingerichtet. So wurde denn das kleine Mädchen in einen Instrumenten Kocher hineingelegt. 10 Tage später wurde der Familie Hermann Fros auch ein kleiner Bube geschenkt, der den Namen Johannes bekam, und Anfang Februar bekamen unser Guy und Eleanor ihr zweites Kind, eine Tochter mit Namen Joy. So hatten wir denn schon vier Kinder bekommen, nachdem wir einen Monat im Chaco waren.

(Fortsetzung folgt.)

Sammlungsaktion für Paraguay. Danksagung.

Eine weitere Liebesgabe von J. J. Unger, Leamington, Ont., $5.00.

Somit erreicht die Sammlungsaktion „Unseres Boten" bereits das nette Sümchen von $40.00.

Dem Herrn die Ehre und den lieben Gebern den tiefempfundensten Herzensdank.



(Fortsetzung)

Frau Brok mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. Im innersten Herzen freute sie sich, daß es noch Menschen gab, welche sie lieb hatten, daß sie nicht ganz einsam den Silvesterabend zu verleben brauchte. Sie ließ die jungen Mädchen gewähren, und als sie später alle fröhlich vereint um den großen runden Tisch saßen, wurde geplaudert, gescherzt und gelacht, es wurde von Metas Hochzeit gesprochen, die im Laufe des kommenden Jahres gefeiert werden sollte. Aber auch manches ernste Wort gab's: man gedachte der alten Zeiten, des gemeinsam verlebten Leides, als Frau Broks Gatte, der treue Freund des Herrn Werter, auf dem Krankenlager lag und nach langem Leiden erlöst wurde. Die beiden, Herr Werter und Herr Brok, hatten ein kaufmännisches Geschäft innegehabt, das nicht nur beide Familien ernährte, sondern ihnen Wohlstand verlieh. Als Frau Broks Tochter ihrem Vater in die Ewigkeit folgte, da wurde das Leben der Mutter sehr einsam. Wenn nicht diese treuen Freunde immer wieder gekommen und nicht müde geworden wären, Frau Brok immer von neuem aufzufordern zu ihnen zu kommen, sie hätte sich am liebsten ganz eingesponnen. Schon jetzt lag die Gefahr nahe, daß sie nur sich und ihren Neigungen lebte, daß sie ihr Haus, ihre Zimmer, ihre Möbel und was sie sonst besaß, zum Mittelpunkt ihrer Gedanken, ihrer Sorgen und Freuden machte.

Wie kam es nur, daß sich heute immer wieder die frierenden Kindergestalten in ihre Gedanken drängten! immer wieder sah sie sie auf der Decke eng aneinander geschmiegt stehen, ihre bittenden Blicke zu ihr erhoben. Aber sie hatte ja das Ihrige getan, hatte ihnen nicht nur die Ware abgekauft, sondern ihnen auch etwas Warmes gereicht, mehr war nicht zu verlangen, es würde das nicht jeder getan haben. Und dennoch hatte sie das Gefühl, als sei bei ihr nicht alles, wie es sein sollte, als fehle noch etwas. Als sie später, nachdem die Freunde sich verabschiedet hatten, nach der alten Postille griff, um vor dem Scheiden des Jahres eine Silvesterbetrachtung zu lesen, da gab ihr das Gleichnis vom Feigenbaum viel zu denken. Wenn nun Gott der Herr käme und suchte bei ihr nach, was würde er finden? Sie rechnete alles zusammen, womit sie meinte, Gott gedient zu haben, aber das war eigentlich recht wenig. Sie wollte eine gottesfürchtige Frau sein, am Sterbebett ihres Mannes war sie inne geworden, daß das Wesen dieser Welt vergeht; da hatte sie gelobt, fortan nach dem ewigen Leben zu trachten. Und doch gab es so viel, was sie gefangen hielt. Es sollte im neuen Jahre manches anders werden, und sollten diese armen Kinder ihr noch einmal begegnen, so wollte sie freundlicher mit ihnen reden, als heute, und ihnen wieder etwas Gutes tun. Ja, das wollte sie. Mit diesem beruhigenden Gedanken legte sie sich schlafen und schlummerte ins neue Jahr hinüber.

Zweites Kapitel.

Unerwarteter Besuch.

Die Kinder hatten sich nicht wieder blicken lassen. Monate waren vergangen, der schöne Frühling hatte den strengen Winter vertrieben. Eine Reihe sonniger, warmer Tage waren aufeinander gefolgt, aber heute schien der April sein neckisches Spiel zu treiben: Regenschauer wechselten mit Sonnenschein, kaum freute man sich des blauen Himmels, so jagten wieder düstere Wolken herbei und eh man sich's versah, kam ein Regenguß von durchdringender Art. Frau Brok hatte gerade den Sonnenschein benutzt, um sich an ihren Blumenbeeten im Vorgarten zu erfreuen. Wie sauber und zierlich waren sie hergerichtet; hier blühten die Krokus in verschiedenen Farben, auf einem anderen Beet gab es Tulpen und Hyazinthen in üppiger Fülle und im Gebüsch versteckt lugten die kleinen Veilchen aus den dunkelgrünen Blättern hervor. Zu diesen bückte sich Frau Brok, um ein Sträußchen davon zu pflücken, sie liebte den Veilchenduft in den Zimmern. Nun hatte sie genug; sie spürte auch Regentropfen und ging ins Haus. In der vordern Stube stand schon eine Schale mit Wasser gefüllt, da hinein setzte sie die Blümchen. Während sie sie ordnete, gedachte sie einer alten Jugendfreundin, an welche sie immer denken mußte, wenn sie Veilchen sah, weil sie die Lieblingsblumen ihrer Elisabeth waren. Schon als Kind war sie in der Frühlingszeit gekommen und hatte gerufen: „Hedwig, laß uns Veilchen suchen," dann waren sie in den großen Grasgarten des Vaters gegangen und hatten Schürzen voll Veilchen gepflückt. Wo war sie geblieben, die fröhliche, selige Kinderzeit! Warum nur war sie mit ihrer Elisabeth so auseinander gekommen? Sie hatten sich so lieb gehabt als Kinder, als Jugendfreundinnen. Dann hatten sie sich beide verheiratet. Elisabeth war ihrem Mann in die Ferne gefolgt, er hatte sich irgendwo in Posen angekauft und seitdem war der Briefwechsel eingeschlafen. Frau Brok hatte seit vielen Jahren nichts wieder von der Freundin gehört, aber vergessen hatte sie sie nicht. Wenn es still und einsam um sie war, zogen die alten Erinnerungen an ihrer Seele vorüber. Sie setzte die Veilchen ans Fenster und blieb eine Weile sinnend davor stehen. O, welch ein Regenguß war das wieder, wie rannten die Leute auf der Straße, daß sie ins Trockene kamen. Was krabbelte denn dort am Gitter ihres Gartens herum. Nun wurde die Pforte geöffnet. „Hier wohnt sie," rief das kleine, dunkeläugige Mädchen, das wir noch kennen. Sie winkte dem Jungen, der ihr wie ein Schatten folgte, und ehe Frau Brok es hindern konnte, kamen sie mit ihren schmutzigen Füßchen ins Haus. Frau Brok war wirklich ärgerlich. „Seid ihr schon wieder da," rief sie ihnen aus der Tür zu. „Heute wird nichts gekauft, marsch!"

„Beste Dame, wir waren lange nicht da; als wir das letzte Mal hier waren, schneite es und nun blühen schon die Tulpen."

„Nein, nun regnet es, ihr kommt nur, wenn ihr schmutzige Füße habt, um mir das Haus zu verunglimpfen." „Nein, darum kommen wir ganz gewiß nicht." „Warum denn?" „Weil wir dachten, Ihre Seife wäre alle und die Streichhölzer —" „Glaubt ihr, daß ich nicht anderswo Seife bekomme? Nein, heute wird nichts gekauft. Es ist überhaupt nicht hübsch, daß ihr euch so herumtreibt und nicht in die Schule geht, ich werde euch anzeigen." „Wir gehen morgens in die Schule, nachmittags haben wir keine, da müssen wir verdienen," sagte das kleine Mädchen mit so kläglichem Gesicht, daß wieder etwas wie Mitleid durch das Herz der Frau zog. Sie musterte die Kinder und blickte erschrocken auf ihre Füße. Daß die Kleider befleckt und zerrissen waren, war schlimm genug, aber sie paßten wenigstens; die Schuhe aber waren viel zu groß für die kleinen Füße, der Junge hatte abgeschnittene Pelzgaloschen an, die überall eingerissen waren, während das kleine Mädchen in großen zerlumpten Damenschuhen einherschlürfte, die ihr beim Gehen gewiß immer von den Füßen glitten. „Wie seht ihr aus, Kinder," rief Frau Brok, die so etwas noch nie gesehen hatte, „wie könnt ihr in solchen Schuhen einhergehen, schämt euch." Die beiden Kinder sahen sich an und kicherten. „Wir haben keine andern, sie geben uns keine, und zum Barfußlaufen ist's noch zu kalt." „Das ist ja schrecklich," sagte Frau Brok, die Hände zusammenschlagend. „Laßt diese Lumpen an der Tür stehen und kommt mit mir in die Küche, ich habe vielleicht passende Schuhe für euch." Mit Leichtigkeit schlüpften die Kinder aus den großen zerrissenen Ungetümen, aber die durchlöcherten Strümpfe, die nun sichtbar wurden, erregten fast noch mehr das Entsetzen der an peinliche Ordnung gewöhnten Frau Brok. Die Kinder sahen sich wieder an und kicherten, und eines sprach leise zum andern: „Ob sie uns wohl wieder heißen Kaffee gibt?" Es war leise gesprochen, aber die feinen Ohren der Frau Brok hörten es doch. Plötzlich erinnerte sie sich des Silvesterabends und ihrer guten Vorsätze. Sie hatte ja freundlich mit den Kindern reden wollen und nun hatte sie weiter nichts getan, als gescholten. „Ich will sehen, ob noch etwas Kaffee da ist, setzt euch da auf die Küchenbank." Das ließen sich die Kinder nicht zweimal sagen. Frau Brok brachte wieder die bekannten Becher mit Kaffee und reichte ihnen eine Schnitte Brot dazu.

Dann ging sie hinaus und kam bald darauf mit zwei Paar alten, aber noch gut erhaltenen Schuhen zurück. Sie waren von der verstorbenen Tochter; bis jetzt hatte Frau Brok alles sorgfältig aufgehoben, was an sie erinnerte, aber hier war es doch Pflicht, helfend einzugreifen. Sie befahl den Kindern die Schuhe anzuziehen; mit glänzenden Gesichtern standen sie davor, rührten sich aber nicht. Der Junge flüsterte nur das Wort: „Pfingsten". „Nun?" sagte Frau Brok. „Die Schuhe sind zu schön," sagte das kleine Mädchen, „die dürfen wir jetzt nicht anziehen, wir heben sie zu Pfingsten auf." „Nein, die zieht ihr gleich an, durch die anderen läuft das Regenwasser und durch die Löcher der Strümpfe, dann werdet ihr krank." „Ja, er hat immer Husten," bestätigte das kleine Mädchen. „Sag doch nicht immer er, nenne ihn bei seinem Namen," sagte Frau Brok, „du heißt Anna, das habe ich schon gehört und er?" „Er heißt Franz," sagte Anna. „Ist er dein Bruder?" „Ja, er ist mein Bruder, oder auch nicht, ich weiß es nicht." „Wohnt ihr denn in einem Hause, habt ihr dieselben Eltern?" „Nein, er hat andre." „Nun, dann ist er auch nicht dein Bruder; — wo wohnt ihr überhaupt?" „Ganz weit fort, am andern Ende der Stadt, dahinten in den krummen Gassen." „Dort!" sagte Frau Brok. Das war der ärmste Stadtteil, es wohnten viele Fabrikarbeiter da, aber auch viel loses Gesindel. „Wie heißt die Straße, in welcher eure Eltern wohnen?" „Die Pfeiffergasse Nr. 8," erwiderte Anna, die immer das Wort führte.

(Fortsetzung folgt.)

Fehlerzurechtstellung.

In der Todesnachricht von Anna Walde, erschienen in der letzten Nummer der Rundschau Fehler. Es sollte heißen: „trat sie in den Ehestand mit Heinrich Walde und lebte nun bis 1935 in Kindersley. Von hier zogen sie nach Glenbush und dann im Herbst 1938 nach Gem, Alberta.

Dankend J. Pankratz.

Wöchentlicher Ueberblick

(Nachrichten der kanadischen Presse.)

Montag, den 8. September: In Winnipeg kehrten 34,000 Kinder heute zur Schule. Die Epidemien sind im Abnehmen begriffen.

Der Regen in Manitoba hat schon über eine Woche jegliche Drescharbeit eingestellt, und doch ist noch sehr viel Getreide ungedroschen, ja auf Stellen ungemäht.

Die englischen Flieger griffen wieder Berlin an im schwersten Angriff, der gegen die deutsche Hauptstadt gerichtet ist worden in diesem Kriege.

In Canada ist die Produktion von Automobilen auf 44 Prozent laut Anordnung der Regierung für 1942 zu reduzieren.

Premierminister Mackenzie King flog von England auf demselben Bomber zurück, den er drei Wochen vorher zum Flug nach England benutzt hatte, den ersten Flug, den er im Leben gemacht hatte.

Der Duke of Windsor und seine Gemahlin rechnen Ende dieses Monats einen Besuch nach den U.S.A. und des Dukes Ranch in Alberta zu machen.

Die Ungarn werden den Großherzog Otto von Oesterreich informell in Winnipeg treffen, wenn er von seiner Reise durch Westcanada zurückkehrt.

Englische Flieger griffen Palermo an, wo 16 Personen getötet wurden. Auch Rom hatte einen Fliegeralarm, doch keinen Angriff.

Von Moskau kommt die Nachricht, daß alle Wolgadeutschen nach Sibirien von der russischen Regierung verbannt worden sind.

Ein deutsches U-Boot wurde durch Tiefbomben an die Oberfläche gezwungen und von englischen Flotteneinheiten gefangen genommen und in den Hafen gebracht. Man glaubt, es ist das U-Boot, das den Angriff auf den amerikanischen Zerstörer ausführte.

Der dritte amerikanische Tanker ist in Wladiwostock eingetroffen.

Dienstag, den 9. September: Canadische, englische und norwegische Truppen landeten in Spitzbergen, das Norwegen gehört, wo große Kohlenlager sich befinden, ebenfalls auch Oellager. Es wurden keine Deutschen auf der Insel angetroffen, die 500 Meilen von Norwegen und 750 Meilen vom Nordpol entfernt liegt. Die Expedition war unter kanadischer Militärleitung. Es wurden wohl Schritte unternommen zu verhindern, daß die Naturreichtümer nicht in deutsche Hände fallen.

An der Ostfront sind die gewaltigen Armeen in einem schrecklichen Ringen verwickelt, das Tag und Nacht anhält und um Leningrad, im Zentrum, der Moskaufront, wo, wie die Russen behaupten, die Deutschen zurückgeschlagen werden, dann Kiew und Odessa. Die Russen halten sich, die Deutschen sagen, daß die Russen immer wieder angreifen, doch alles dem Plane gemäß gehe.

Im Arktik wurden von englischen Kriegsschiffen 3 deutsche Schiffe versenkt, darunter das Kadetenschiff Bremse.

Premierminister sagte, daß die Gefahr des Atlantics sich steigere. Es sei zu erwarten, daß Hitler seine große Macht in den Kampf des Atlantics werfen wird, da er nicht so schnell mit Rußland aufräumen könne, wie er gerechnet hatte.

Arbeitssekretärin Perkins der U. S. A. weilt in Winnipeg, wo sie mit Beamten über Arbeiterfragen konferiert.

Die Finnen haben die Murmansk Eisenbahn der Russen durchschnitten. Leningrad ist ganz umkreist von den Deutschen, und die Deutschen sagen, sein Fall sei nur eine Frage der Zeit. Sollten die Russen sich nicht ergeben, so werde es zusammengeschossen werden, wie Rotterdam und Warschau.

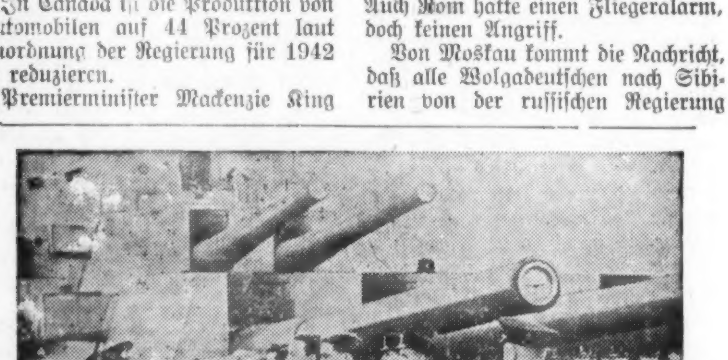
Mittwoch, den 10. September: Schwere Unruhen sollen in Norwegen ausgebrochen sein, wie auch in Athen. Von Paris wird nur berichtet, daß viele gefangen genommen sind.

Alfred Klieforth ist der neue amerikanische General Konsul in Winnipeg. Er ist einer von den aus Deutschland unlängst ausgewiesenen amerikanischen Konsulatsbeamten.

Die Möglichkeit besteht, daß die U.S.A. von Canada Weizen kaufen wird. Canadas Weizenernte in diesem Jahre ist aber nur 55 Prozent der vorjährigen.

Im Roten Meer wurde durch einen Luftangriff der amerikanische Dampfer Steel Seafarer 250 Meilen von Suez, der auf dem Wege dorthin war, versenkt. Die Mannschaft wurde gerettet. Die Deutschen nahmen die Schuld auf sich, erklärten aber, daß das Rote Meer längst von Rom als Kriegsschauplatz erklärt sei.

Donnerstag, den 11. September: Der Kampf in Rußland geht weiter. Beide Seiten behaupten Erfolg.



König Georg auf einem Schlachtschiff im Atlantic.



Gen. de Gaulles besichtigt eine Ehrenwache.

Am 29. Juni wurde von einem deutschen U-Boot das isländische Schiff Hekla von 1215 Tonnen auf dem Wege von Canada nach Island versenkt. 6 Mann wurden später gerettet, doch 14 sind vermißt.

König Peter von Jugoslawien besuchte mit seinem Premier die polnischen Truppen in England, wo er herzlich empfangen wurde.

Es wurden 13 neue Fälle von Kinderlähmungen gemeldet, 12 in Manitoba und 1 in Alberta. Und 12

Schlafkrankheit, davon 10 in Saskatchewan und 2 in Manitoba, doch keine Todesfälle.

Canada und Chili werden gegenseitig durch Gesandte in Zukunft in den beiden Ländern vertreten werden.

England hat 1 Million Kasten Eier in Canada bestellt.

Freitag, den 12. September: Präsident Roosevelt sprach gestern 8 Uhr abends übers Radio, und alle Stationen Nordamerikas waren auf die Rede eingestellt, sowie durch Kurzwellensender über die ganze Welt. Er sagte, daß Amerika wegen den Angriffen der Deutschen auf die Schiffe Amerikas nicht in den Krieg eintreten werde, es werde jedoch in Zukunft den Convoy aufnehmen, und wenn immer sich ein deutsches oder italienisches Kriegsschiff in amerikanischen Gewässern und amerikanischen Zufuhrlinien zeigen werde, so werde auf dasselbe sofort geschossen werden, denn Amerika werde für die freie Schiffsverbindung sorgen. Amerika betrachtet den halben Atlantic und einen großen Teil des Pacific als seine Gewässer. Man glaubt, es wird sich um eine 300 Meilen breite Strekke handeln, um Amerika, auch um Island.

In Norwegen wurden zwei Arbeiterführer hingerichtet, weil sie zum Widerstand gegen die deutsche Besatzungsbehörde beigetragen haben sollen. Und die Tagespresse sagt, daß es nicht ruhiger nachher geworden ist, sondern die Sabotageakte sich vermehren.

Die Lage Leningrads wird von Moskau als in größter Gefahr erklärt. Die Deutschen sollen vom Westen in die Vororte eingedrungen sein. Sie setzen alles dran Leningrad und Odessa zu nehmen, um dann wohl gegen die Mitte vorzugehen, wo die Russen durch Konteroffensive sie hart bedrängen und auf Stellen zurückgeschlagen haben sollen.

Der Lufthafen bei Cannes, an der französischen Riviera wurde von englischen Bomben belegt. Ebenfalls wurden verschiedene Plätze in Dänemark angegriffen. Auch Norddeutschland und die besetzten Länder.

Neuseeland hat die Todesstrafe aufgehoben.

Nach Präsident Roosevelt sprach Charles Lindbergh, der behauptet, daß die Briten, die Juden und Roosevelts Administration das Land in den Krieg führen wollen. Und die Presse sagt, daß die U. S. A. durch die Deklaration des Präsidenten nahe dem schießenden Kriege stehe.

Während Präsident Roosevelt sprach sollen U-Boote, wie Berlin sagt einen schwer beschützten Convoy angegriffen haben und 22 Schiffe versenkt haben. London hat darüber nichts berichtet. Sollte es Tatsache sein, dann wird London auch darüber Nachricht geben.

Frankreich, Spanien und Deutschland planen einen gemeinsamen Schutz Afrikas einzurichten.

Sonnabend, den 13. September: Der Kampf in Rußland nimmt immer noch den ersten Nachrichtenplatz der Tagespresse ein. Woroschiloff soll 100 Meilen Süd von Leningrad einen Gegenangriff aufgenommen haben, um die angreifenden Deutschen vom Rücken aus anzugreifen. Und im Moskau Zentrum gehen die Russen noch immer weiter vor, wie sie sagen, ja sollen schon etwa 50 Dörfer zurückerobert haben. Süd von Gomel sind die Deutschen jetzt so vorgegangen, wie Moskau und Berlin sagen, daß Kiew in größter Gefahr ist, und dann auch der ganze Schutz des Dniepers an der Ostseite.

Die englischen Flieger griffen die ganze Linie der deutschen Stützpunkte, auch Deutschland und Italien an. Letztere Industriestädte im Norden des Landes wurden zum zweiten Mal scharf angegriffen.

Deutsche Flieger griffen auch England an. Die Nachricht lautet, wenig Schaden und entliche Verwundungen seien nur verursacht worden.

Ein amerikanisches Schiff unter der Panama Flagge „Montana" wurde auf dem Wege nach Island versenkt von einem deutschen U-Boot.

Die Möglichkeit besteht, daß Hitler den Krieg gegen die U. S. A. erklären wird.

In China sollen Verhandlungen stattfinden zwischen der Regierung in Chunking und der von Japan aufgesetzten Regierung in Nankin. Sollte dort eine Verständigung erreicht werden, so hat der Krieg sein Ende erreicht.

Kaiser Hirohito hat das Oberkommando übernommen, aber auch die Regierung unter seinen besonderen Schutz genommen. Er wird ja als heilig betrachtet, und dadurch ist der ganze Widerstand gegen die Politik der gegenwärtigen Regierung aufgehoben. Es wird erwartet, daß es zu einer Regelung der Lage und nicht zum Kriege im Pacific kommen wird.

Der Duke of Kent, Canadas Leiter der Conservativen, Hon. Hanson und der Leiter der amerikanischen Delegation nach Moskau Harriman landeten in England.

Kremenchug am Ostufer zwischen Gomel und Kiew wurde von den Deutschen genommen.

Weekly Live Stock

Prices held steady at Toronto and anything of good quality for slaughter but around 1,000 plain killers and stores remained in first hands at the close. Weighty steers brought a top of $9.85 for one load with others $9.75 down and butcher steers and heifers were $7.50 to $9 and a few $9.15. Stores were active up to $8.50 for good feeders. Cattle prices were firm at Montreal, although no real tops were offered and good steers sold from $9 up to $9.50. Cows ranged from $4.75 to $7, with an odd $7.50. Good cattle continued scarce in the Maritimes and the best of the steers were again quoted at $8.75 to $9.75.

Steer trade at Winnipeg was affected by the uncertain condition of demand for shipment to the United States and most classes were fully 25c to 50c lower, with the bulk of the slaughter steers making $8.50 down and a good class of fat grass steers around $9. Fleshy feeders, which have recently been in strong demand for export, also showed a weaker tendency. Good light stocker steers continued to sell well at $7 to $7.75. Edmonton was active and strong on all butchers, with the practical top on steers at $8.50, while other western markets were mostly steady with the high at Prince Albert and Moose Jaw $8.25, Regina $8.75, Saskatoon mostly $8.25, and Vancouver $9.50.

A Weekly Review.

Week of Sept. 10-17, 1941 set aside by the Dominion Government as a week of reconsecration of the Canadian people to our cause and in national honour "for those who on land, sea and in the air, are defenders of our country." Canada entered the war on Sept. 10, two years ago.

Preliminary reports on Fall and Winter shoe prices to the Wartime Prices and Trade Board indicate that there will be no general increase in retail shoe prices this year.

Advances on business operations and wholesale prices resulted in further increase in national income in July. Gain over average for July during preceding five years from 1936 to 1940 no less than 20 per cent.

Horses combat mud on Russian Front.

Increased Tourist Travel to Riding Mountain

Ottawa, Canada. — Tourist travel to Riding Mountain National Park in Manitoba continues to increase, with 15,495 automobiles and 58,235 passengers entering the park during July as compared with 13,189 automobiles and 51,853 passengers in the corresponding month of last year. During the four-month period, April 1 to July 31, a total of 105,033 visitors was recorded, a gain of 11,850 over the corresponding period a year ago.

An unsurpassed holiday area Riding Mountain National Park is situated about 125 mil. north of the International Boundary and 175 miles northwest of Winnipeg, and is served by modern highways from the south, east, and north. The park is a natural home for deer, elk, moose and bear. Wildfowl, songbirds and other feathered inhabitants of brilliant plumage enliven the forests and lake shores, beaver live along the streams, and a herd of buffalo, descendants of those that once roamed the western plains, feed on the rich meadows near Audy Lake. On beautiful Clear Lake, Wasagaming, the park headquarters, is a picturesque summer resort, where the natural attractions have been supplemented by facilities for the enjoyment of outdoor life and recreation.

Black Bass Progressing in Prince Albert Park

Ottawa, Canada. — Efforts of the Department of Mines and Resources to introduce smallmouthed black bass in Prince Albert National Park, Saskatchewan, are making headway. Approximately 100,000 fry, obtained from bass shipped from Eastern Canada last spring and maintained in enclosures until spawning, were distributed in Lake Waskesiu, Hanging Heart Lake, and Shady Lake during the summer of 1941. Investigations reveal that fry distributed in Lake Waskesiu in 1936 have survived, and natural reproduction of black bass has been definitely ascertained to have taken place in Hanging Heart Lake.

Previous to 1936 black bass were unknown in Prince Albert National Park waters, pike and pickerel being the principal game fish there. Decision was made to introduce the popular smallmouthed black bass, and shipments of this species from Eastern Canada were made to the park in 1936, 1938, 1939 and 1941. Altogether 1,200 adult bass have been released in park waters, and it is conservatively estimated that more than 200,000 fry have been distributed since the beginning of the experiment. No bass fishing is permitted as yet, but accidental catches by sportsmen angling for pike and pickerel support the view that the bass are becoming established.

